

Das
Vaterunser
eines
Unterwaldners.



Es ist
das sie
Seite
derselbe
mühen,
es zu
selbst zu
es liest
Griechen.
Erwinn
noch
immer
die Gu
Blide d
verleghen
tenden
logie,
reichhalt
er um

Es ist einer der höchsten Triumphe der Kunst, daß sie selbst dem Schrecklichen eine angenehme Seite abzugewinnen, und durch die Darstellung derselben nicht nur das Schreckliche selbst zu mildern, sondern auch das Herz des Beschauers zu rühren, und freundlich zu trösten, ja selbst zu belehren vermag. Belege dieses Satzes liefert vorzüglich die Kunstgeschichte der Griechen, deren, dem Zahne der Zeit, und dem Strome der Verheerung entrißenen Kunstwerke, noch jetzt nach Jahrtausenden, den hohen fast unerreichbaren Grad der Vollendung, welchen die Kunst bey ihnen erstieg, dem forschenden Blicke des Kenners und Kunstfreundes unwiderlegbar bewähren. Freylich boten dem denkenden Künstler Griechenlandes, seine Mythologie, seine Götter- und Heldengeschichte die reichhaltigsten Stoffe dar, und es war ihm daher um so leichter, durch weise Benutzung

derselben, selbst herke bittere Wahrheiten in einem anmuthigen Gewande darzustellen, und durch die Sprache des Bildes den Beschauer zu rühren, zu trösten, und zu belehren.

Man hat schon oft der christlichen Religion zum Vorwurfe gemacht, daß sie so wenige Stoffe für die zeichnenden und bildenden Künste darbiete, und überhaupt dem Fluge der Künstlerphantasie, die zur Hervorbringung vollendeter Werke so unentbehrlich nothwendig ist, fast gar keinen freyen Spielraum gestatte. Der ganz einfache Grund hievon ist freylich: weil das Christenthum keine Mythologie, und sein Gott kein Zeus ist, weil überhaupt die christliche Religion mehr geistige als sinnliche Beziehungen und Zwecke hat. Allein demungeachtet sind doch schon sehr viele Kunstwerke aus den Händen unsterblicher Meister hervorgegangen, welche beweisen, daß die christliche Religion nicht so ganz arm, als manche denken, an reinen Künstlerstoffen sey. Die Reihe von Darstellungen, welche wir im vorliegenden Taschenbuche unsern Freunden und Lesern übergeben, möchte ein nicht unsicheres Belege dieser Behauptung darbieten, da sie, gleichsam eine Epopöe in Bildern, einer

sehr glücklichen Idee, welcher das allbekannte Gebet des Herrn zu Grunde liegt, ihr Daseyn verdankt.

Ja, es war ein sehr glücklicher Gedanke des Herrn J. Martin Usteri in Zürich, den denkwürdigen Scenen der letzten Schweizerrevolution, besonders in den kleinern Kantonen, ein Denkmal zu errichten, das, indem es zwar an die traurige Wahrheit sehr lebhaft erinnert, dennoch durch den in das Ganze verwebten Zweck, das Unangenehme und Bittere, wohlthätig mildert, und sogar tröstend und lehrreich auf den Beschauer wirkt. Dieß schöne Kunstwerk ist betitelt.

Das Vaterunser eines Unterwaldners. Erfinden von J. Martin Usteri in Zürich, ausgeführt und in Tuschmanier geätzt von Marquard Woher in Basel. 1803. Zu finden in Basel bey dem Verfasser und bey Schoell und Compagnie.

Dieses Werk, worin Hr. Woher einen vollgültigen Beweis seiner Stärke in der Tuschmanier ablegt, denn man wird wenige oder gar

keine höheren Meisterstücke in diesem Fache aufstellen können, enthält sieben Kupfertafeln, deren jede eine Bitte des Vaterunsers zum Gegenstande hat, nebst einem trefflich gearbeiteten Titellupfer, und es fand, wie es verdiente, so starken Absatz, daß beynabe keine vollkommen guten Abdrücke mehr zu haben sind.

Wir theilen in dem vorliegenden Taschenbuche, unsern Lesern die sieben Blätter des Vaterunsers mit; der hiesige mit Recht geschätzte Künstler Hr. Paul Jakob Laminit hat sie mit vorzüglicher Sorgfalt und Genauigkeit gestochen, und da der Herausgeber sich vorgenommen hat, eine etwas nähere Erläuterung den Kupferstichen beyzufügen, so wird er, um die Leser auf einen richtigen Standpunkt zur sichern Beurtheilung des Ganzen zu stellen, zuerst eine allgemeine jedoch nur gedrängte Uebersicht der Ereignisse in Unterwalden, worauf sich die Darstellungen beziehen, vorlegen, und dann erst bey jedem einzelnen Blatte etwas länger verweilen.

Der Herausgeber, der schon in den frühern Jahrgängen des Taschenbuches für Geschichte und Unterhaltung auf die Revolution der Schweiz Rücksicht nahm, legte bey der Ausarbeitung der

vorliegenden
 mit von Ein
 jeder kleine
 Jahr 1799
 sich nicht
 beliebigen
 zweiter B
 Der Ver
 dem Mu
 Berichte
 er lehte
 lichen Be
 können zu
 Darstellun
 es in den
 schaft ver
 den Jahr
 2
 wichtig
 maldia
 mellen
 ungeh
 velt ge
 Freyhe
 bar in

vorliegenden Schilderung den Aufsatz: „der Auf-
 ruhr von Stanz in Verbindung mit dem Schick-
 sale der kleinern Kantone, vom Frühling 1798 bis
 Herbst 1799,“ zum Grunde, welcher sich in Hein-
 rich Zschokke's historischen Denkwürdigkeiten der
 helvetischen Staatsumwälzung befindet, deren
 zweyter Band erst diese Ostermesse 1804 erschien.
 Der Verfasser berichtet, wie er es selbst aus
 dem Munde von Augenzeugen, aus amtlichen
 Berichten, und gerichtlichen Verhören vernahm,
 er lebte selbst lange genug unter dem unglück-
 lichen Volke, um seine Tugenden und Fehler
 kennen zu lernen, und beginnt mit einer kurzen
 Darstellung von dem Zustande Unterwaldens, ehe
 es in den allgemeinen Untergang der Eidgenossen-
 schaft verwickelt wurde, die folgenden wesentli-
 chen Inhalts ist:

Der alte Freystaat Unterwalden, reich an
 waldichten Gebürgen, gegen Mittag vom Vier-
 waldstädtersee begrenzt, hatte kaum 12 Quadrat-
 meilen Umfang. Die Bevölkerung belief sich auf
 ungefähr zwanzigtausend Seelen. Dieses Berg-
 volk genoß seit uralten Zeiten eine ungemessene
 Freyheit. Es übte sein Hoheitsrecht unmittel-
 bar in Landsgemeinden, ernannte seine Vorste-

Her, gab und vernichtete Gesetze, und ließ sich weniger von der Bestimmtheit und Strenge der Letztern, als von seinem natürlichen Gefühl des Rechts und Unrechts leiten. Diese einfache Staatsverfassung ist älter als der Freyheitschwur der Eidgenossen im Grütli und Wilhelm Tells Ermordung des Landvogt Geißlers. So erbte sie seit einem Jahrtausende von Enkel zu Enkel fort, und gewann durch den Zauber des Gewohnen und das Heilige des Alterthums eine unerschütterliche Festigkeit.

Nur eine einzige Staatsveränderung, und das sehr frühzeitig, nämlich höchst wahrscheinlich schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, findet sich in der Geschichte von Unterwalden, nemlich die Trennung des obern Thales von dem untern, in innern Angelegenheiten. Ein langer Gebirgsstreif von dem hohen Titliberge bis zur Ebene von Stanz, und im Boden des Thales ein dichtes Gehölze, genannt der Kernwald, machte die Grenze. Das Volk ob dem Kernwalde, Obwalden bildete von da an eine eigne Republik, deren Hauptort Sarnen war, so wie Stanz es für Unterwalden und dem Kernwalde (Nidwalden) blieb. Dennoch betrachteten

sich die Bewohner der beyden Unterwalden als ein gemeinsames verbrüderetes blutsverwandtes Volk. Sie hatten gleichen Ursprung, gleiche Sprache, gleichen Glauben, gleiche Erwerbsquellen, sie fochten im Kriege unter einerley Panier und Hauptmann, und führten auf den gemeineidsgenössischen Tagsatzungen nur eine Stimme.

Immer blieb das Volk, was es gewesen war, ein einfaches braves Hirtenvolk, ohne jedoch an Kultur und Geistesbildung, an edelm Wettstreit in nützlichen Künsten zuzunehmen, nur in der kriegerischen Tapferkeit wich es keinem Schweizer. Es liebte sein Vaterland und die ererbte Verfassung desselben mit einer edeln Schwärmerey; es war zufrieden mit seinem Zustande, zufrieden mit seiner Religion, (der katholischen,) und das eine oder die andere antasten, war Hochverrath und Majestäts-Verbrechen.

Als die französische Revolution, die jetzt durch die Errichtung eines Kaiserthrones und Wiederherstellung der Monarchie beendigt zu seyn scheint, den Königsthron stürzte, und Tempel und Altäre zerstörte, als Frankreichs Heere

siegreich mit Europa kämpften, da vernahm auch Unterwalden mit Entsetzen und Abscheu, die neuesten Ereignisse, besonders schien die Nachricht von den Zerstörungen der Altäre und der Ermordung der Schweizer zu Paris den Groll der fest an der Religion der Väter und an dem Vaterlande hängenden Aelppler unauslöschlich zu entflammen.

Der Unwille wuchs, als man allmählich ahndete, daß auch der alten Eidgenossenschaft eine Verwandlung bevorstehen könnte, als in den schweizerischen Unterthanenlanden mannigfaltige Gährungen entstanden, und die französische Regierung selbst Gelegenheit zu Zwistigkeiten mit Bern suchte. Obrigkeitliche Personen und die Geislichen wetteiferten, um dem Volke einen unaustilgbaren Haß gegen Frankreich einzuhauchen. Bald war alles eine Stimme, alle schworen der alten ererbten Verfassung und der Religion ihrer Väter beharrliche unerschütterliche Treue bis in den Tod.

So war die Stimmung in Unterwalden, als es dem damaligen französischen Direktorium gefiel, die alte ehrwürdige Eidgenossenschaft durch

II

seine Generale Brüne und Schauenburg zerstöhren zu lassen. Doch nahmen die Unterwaldner noch wenig an den großen Ereignissen eignen Antheil, sie sahen, vertrauend auf den Schutz des Himmels, trotzend auf ihre innere Kraft und Tapferkeit, und die Schutzmauer ihrer Gebürge, der Zukunft entgegen.

Bern, Solothurn und Freyburg waren bereits gefallen, General Brüne verkündete die Eine und untheilbare Republik, und sein Nachfolger, Schauenburg, vollendete was er angedeutet hatte. Jetzt sollten auch die Hirtenkantone aufgelöst, und neu umgeformt werden, oder allein, für sich selbst und ihre Selbstständigkeit, den Kampf mit den Niesen beginnen. Die hellsehenden Männer der beyden Unterwalden, kannten die Größe der Gefahr, und das Fruchtlose des Wagstückes; ihre Meinung war, dem eisernen Arme der Nothwendigkeit zu weichen, und von der Zukunft das beste zu hoffen. Daher stimmten sie zur Theilnahme an dem Schicksale der übrigen Kantone, und ihr Wort siegte auf den Versammlungen zu Obwalden, wo das Volk am 1 April 1798, mit der Abtey Engelberg feierlich die neuhelvetische Staatsverfassung an-

nahm, während, zu eben derselben Zeit, Nidwalden, Uri, Schwyz, Zug, Glarus, in dem Hauptflecken Schwyz zusammengetreten waren, den Kriegsbund gegen Frankreich zum Schirm des alten Regiments zu schließen.

Die Zahl der Hellerdenkenden war in Nidwalden überdies weit geringer als in Obwalden, und die Geistlichen wendeten alles an, die Anhänglichkeit des Volkes an die alte Verfassung und Religion zu erhalten, und den Eifer desselben immer mehr zu reizen und zu entflammen. Eine große feierliche Handlung sollte diese Stimmung der Gemüther noch besiegeln, eine Landsgemeinde wurde angekündet. Am 7 April zog das Volk, von der Priesterschaft geleitet nach Wyl an der Aa, das Bild des Gefrenzigten wurde vorangetragen. Hier unter freyem Himmel, von einem Kranze tausendjähriger Linden und Buchen umschlossen, sank das Volk betend auf die Kniee. Nun begannen Geistliche ihre Vorträge, sie eiferten gegen die neue Konstitution, für die Erhaltung der Religion, und forderten das Volk zu folgendem Ausrufe auf: Es lebe die Freyheit der Kinder Gottes, die Gleichheit mit Christo Jesu, und die Ein-

heit und Untheilbarkeit unsers heiligen christkatholischen Glaubens.“

Gelehnt ans entblöste Landes Schwert nahm nun auch der Landammann das Wort. Das Volk erhob sich, und schwor mit entblöstem Haupte, im Angesichte des Gekreuzigten für Freyheit und Religion, im Nothfalle, Blut und Gut, Leib und Leben aufzuopfern. „Die Religion unserer Väter sey unsre Konstitution, und das Kreuz Jesu Christi sey unser Freyheitsbaum.“ Mit diesen Worten zogen sie betend in ihre Hütten heim. Haß gegen die neue Verfassung wurde jetzt Volksgesetz.

Unterdesen herrschte überall traurige Verwirrung: der General Schauenburg und der französische Regierungskommissär Lecarlier ließen gegen die unruhigen Kantone furchtbare Drohungen ergehen; Truppenbewegungen, Fruchtsperren, ic. verkündigten schon die nahe Vollziehung derselben, und dieß alles fachte zwar den Grimm noch stärker an, allein noch dachte man in den Wald und Bergkantonen an keine Ordnung im kriegerischen Widerstande. Nur einzelne Rotten standen hie und da unter den Waf-

fen, die reichen Eigenthümer mußten vor dem rohen Pöbel zittern, nur wer nichts zu verlieren hatte blieb furchtlos.

Am 13 April wurde ein neuer Kriegsrath niedergesetzt, er erhielt Vollmocht, alle nöthige Maasregeln zu treffen, die Truppen in den Waffen zu üben, und Vertheidigungswerke anzulegen. Aber an einen gemeinsamen Feldherrn, an einen gemeinsamen Kriegsplan wurde, während sich Frankreichs Kriegsschaaren immer furchtbarer näherten, noch lange nicht gedacht. Es fehlte der Geist der Einigkeit sogar unter den Verbündeten.

Am 23 April verwarf auch Obwalden einmüthig wieder die angenommene neuhelvetische Verfassung, die Truppen der Verbündeten besetzten den Gebürgspasß Brünig an den Gränzen von Bern, der Zuger Obrist Andermatt war in dessen dem anrückenden Feinde in die freyen Aemter entgegen gezogen, und der Glarner Paravicini hatte sich am Zürchersee über Roggerswyl ausgedehnt, Aloys Neding, Landeshauptmann von Schwyz hatte Luzern besetzt; allein die Uebermacht und Waffenkunst der französischen

Brigaden zersprengte das Heer der Eidgenossen in kurzer Zeit, so daß nur noch Uri, Schwyz und Unterwalden, mit geringer übelgeordneter Kraft um die Vertheidigungen ihrer heimatlichen Thälern zu sorgen hatten. Die Truppen vom Brünig mußten in ihre Kantone zurück, Schwyz mußte nach manchem blutigen Kampfe mit den Franzosen kapituliren, und Uri trat bald darauf der neuen Kapitulation, welche mit Schwyz geschlossen wurde, bey. Auch Obwalden unterzeichnete am 5 May die neuhelvetische Konstitution zum andernmale. Nur Nidwalden stand noch allein, den mächtigen Siegern trotzend und hielt seine Grenzen mit Truppen besetzt.

Allein Nidwaldens Loos war unvermeidlich, früher oder später mußte es der Gewalt weichen, dieß sahen die Klügern ein, und suchten darauf hinzuwirken, sich der neuen Verfassung zu nähern, und am 12 May versammelte sich zu Wyl an der Aa eine Landsgemeinde, worin die Kapitulation von Schwyz vergelegt wurde. Es herrschte düstres Schweigen. Unwille und Wehmuth zeigte sich auf den Gesichtern, die Weiber schrieen: Krieg! Krieg! aber einige würdige Geistliche suchten in langen Reden die Ge-

müther zu besänftigen, und es gelang. Die Kapitulation ward angenommen, man ordnete Bevollmächtigte an den General Schauenburg nach Zürich ab, um mit ihm den Friedensvertrag abzuschließen. Man behielt sich bevor; daß Nidwalden die katholische Religion unverlezt bewahren könne, daß Personen und Eigenthum gesichert seyen, und weder französische Truppen ins Land gelegt, noch junge Mannschaft ausgehoben oder Waffen abgefordert werden.

Schauenburg sagte dieß feyerlich zu; und Unterwalden wurde mit den zwey Urkantonen Uri und Schwyz, und dem Kanton Zug, in einen einzigen, genannt der Vierwaldstädterkanton, vereinigt, und Aloys von Matt ein Bürger des Hauptfleckens Stanz, wurde zum Regierungstatthalter des gesammten Kantons ernannt.

Allein, nicht lange waltete der Geist der Ruhe, die Bedrückungen und Erpressungen erregten allenthalben in der Schweiz Mißvergnügen. Besonders aber machte die Belegung aller Klöster, Stifter und Abteyen die Geistlichen wieder rege, der alte Troß der Alphirten erwachte mit neuer Stärke, Kapellen und Wirthshäuser

fer ertönten von Verwünschungen der neuen Einrichtung, fürchterlich erwachte der Fanatismus, es brachen schon einzelne Aufstände aus. Man hoffte auf Oestreichs Siege, der Lärm wurde lauter, drey Priester, Lüssi, Käsli, und Kaplan Kaiser bildeten ein Eiferertriumvirat, dem sich der Unterstatthalter von Stanz Ludwig Kaiser vergebens entgegen stemmte. Schon legten die Unterbeamten, zitternd vor den Drohungen der Auführer ihre Stellen nieder, und der Regierungsstatthalter von Matt mußte auf Befehl des helvetischen Direktoriums eiligst nach Stanz, um die Ordnung wieder herzustellen.

Er sprach mit warmer Bruderliebe, und als warnender Freund, allein die herzlichen Worte verhallten fruchtlos, die Gemüther blieben erhitzt, er mußte unverrichteter Sache wieder abgehen.

Noch jetzt ließ Ludwig Kaiser den Muth nicht sinken, er berief die gesammte Geistlichkeit zu einem Kapitel in das Kapuzinerkloster zu Stanz, um für Eintracht, Frieden und Versöhnung zu wirken. Dies war am 18 August. Die große Frage wegen des Bürgereides wurde vor-

gelegt, die Antworten fielen verschieden aus, Lüßfi, und seine Gefährten tobten dagegen, die wenigen Bessergesinnten mußten verstummen.

Während des Zankes hatten sich Bauern in der Nähe des Klosters gesammelt, sie umringten den Statthalter im Garten des Klosters, und schrien ihm zu: Kein Eid! Verflucht sind die heillosen Kezer und Schelmen die ihn fordern!“ Der Statthalter ermahnte zur Ruhe, er suchte zu belehren, zu beruhigen, zu warnen, — aber alles war umsonst. Das Landvolk wüthete, man drohte ihm den Tod, und die Drohung reifte zur That. Unter wildem Jauchzen warf man ihm den Strick um den Hals, nur mit Mühe ward er von den Gemäßigtern befreit, und flüchtete sich zu den Geistlichen zurück. Die Aufrührer belagerten die Klosterpforten, sie verlangten daß der Statthalter seine Stelle niederlegen und dem Kapitel Abbitte thun sollte. Kaiser legte seine Stelle nieder.

Diese Versammlung der Geistlichkeit war gleichsam die Loosung zum allgemeinen Aufstande. Man schleppte den Statthalter auf das Rathhaus, und mit ihm noch andere angesehenen Bürger.

Am 20 August ward wieder eine Landsgemeinde gehalten, es wurde beschlossen, vier Abgeordnete nach Narau zu senden, um der Regierung die Klagen des Landes vorzutragen.

Die Abgeordneten giengen nach Narau, allein schon zu Luzern wurden sie von französischen Truppen, welche nach dem unruhigen Waldstättenterritorion zogen, angehalten, und man verweigerte ihnen die Pässe, bis die zu Stanz verhafteten Beamten in Freyheit gesetzt wurden.

Dies geschah, doch erst nach langer Weigerung, Kaiser erhielt seine Stelle wieder, und die Abgeordneten zogen nach Narau. Doch schon den andern Tag erhielt das Distriktsgericht von Stanz Befehl, die oben genannten drey Geistlichen zu verhaften.

Der Statthalter Ludwig Kaiser, kaum dem Tode und dem Kerker entronnen, wagte noch einmal den Versuch, mit wenigen Getreuen das Land zu retten. Das Zeughaus, der Pulverturm und die Grenzen gegen Luzern sollten schnell von Vertrauten besetzt, die drey Priester aufgehoben, und nach Luzern geführt werden. So

Hätte die bethörte Menge weder Waffen noch Aufwiegler mehr gehabt; allein der Plan wurde den Geistlichen verrathen, man rieth ihnen zur eiligsten Flucht, zwey machten sich wirklich auf den Weg, das Land zu räumen. Allein, das Gerücht von den Anstalten des Statthalters flog schnell durch das Thal. Die Bauern strömten bewaffnet nach Stanz, zerstreuten die treuen Wachen am Zeughause und am Pulverthurme, sie holten die flüchtigen Priester zurück, und sprachen ihnen Muth ein.

Indessen waren die Abgeordneten von Nidwalden zu Narau angekommen. Das Direktorium hörte mit Unwillen die Forderungen derselben. Es forderte Unterwerfung, und Auslieferung der drey Priester und anderer Rädelshführer. Die Boten von Narau kamen zurück und das Volk wurde zur Landsgemeinde berufen. Die Priester hatten schon Nachricht von der Forderung des Direktoriums erhalten, das Volk stand im Kreise, aber der Landammann mit dem Landesgeschwerte fehlte. Pfarrer Käslü bestieg entschlossen die erhabene Erdplatte, auf seinen Befehl wurden die letzten Beschlüsse der Regierung verlesen. Allgemeiner wilder Unwille äußerte sich laut,

das Volk best
 schen zu
 h. freuten es
 thigst
 drohen Blu

Zubeln
 gemeindel
 Felten ni
 getümmel
 geschäft,
 halber Pat
 auf den of
 werden erri
 unter das
 dungen zu
 säumt, wo
 derstunde
 fanatist
 rige Ende
 dmal den

Das
 Der Prä
 her verrat
 mit seiner,

Das Volk beschloß für seine Seelsorger, für seine Religion zu kämpfen. Käsli, und nach ihm Lüsli, feuerten es noch mehr dazu an, es ward ein Kriegs-rath errichtet, und beschloßen, den letzten Tropfen Bluts fürs Vaterland zu wagen.

Zubelnd verließen die Bauern den Landes-gemeindeplatz, wildes Geschrey hallte von den Felsen wieder, in jedem Dorfe erscholl Kriegs-getümmel. Flinten, Säbel, Bley wurde herbeys-geschafft, junge Weiber bewaffneten sich, oder halfen Patronen machen, Verhaue und Schanzen auf den offenen Grenzen anlegen. Batterien wurden errichtet, Kanonen aufgepflanzt, Pfähle unter das Wasser des Sees versenkt, um Landungen zu erschweren, und nichts wurde ver-säumt, was zur Bewürkung des gewaltigsten Wi-derstandes erfordert wurde. Wer nicht in diese fanatische Wuth mit einstimmt oder das trau-rige Ende derselben vorher sah, flüchtete sich nach Obwalden oder in die Stadt Luzern.

Das schwere Hochgewitter zog immer näher. Der Präsident des Kriegs-raths war ein schwar-zer verarmter Mann, Remigi von Büren. Doch statt seiner handelte der Helfer von Stanz, Lüs-

st, dieser war das Haupt und die Seele des Kriegs-raths. Er wohnte mit einer Pistole, die er vor sich auf den Tisch hinlegte, bewaffnet, den Sitzungen bey, gab die erste Stimme, und niemand wagte es ihm zu widersprechen, er predigte unaufhörlich den Krieg, und ermahnte zur Tapferkeit. Schauenburgs Schaaren näherten sich jetzt in einem furchtbaren Ringe dem armen verblendeten Unterwalden. Die letzte Ermahnung der Regierung blieb fruchtlos, man wollte Krieg, und durch ihn Freyheit oder Märtyrertod. Lüssi erhielt den Eifer des Volks. Allein während das Volk im muthigen Vertrauen dem Feinde entgegen sah, schien das geistliche Triumvirat den Muth immer mehr zu verlieren. Lüssi brachte sein Vermögen in Sicherheit, und Kaplan Kaiser entwich sogar bey Nacht heimlich aus dem Lande.

An die Stelle dieser Wankenden trat ein Kapuziner Paul Styger. Dieser schon im Kriege der Berg- und Waldkantone gegen Frankreich berühmt, hatte bisher, während seines Aufenthaltes im Tirol, wohin er sich geflüchtet hatte, einen lebhaften Briefwechsel mit Männern seines Sinnes unterhalten, und jetzt kam er selbst in Bauerkleidern nach Schwyz zurück, und er-

achte zum Auf
werden, verfu
kannte gegen
nd feste über
Bewegung. Er
hört in Nidw
hülfskollern
nem folgen
mit webende
bel an der
mahnte zur
berm: „Erd
aus der ganzen
Reisjahr unte
den!“

Schon
den gegen
dungsstimm
stalten zum
hatte 1: hie
waldner stell
entgegen, f
schiedenen
Artillerie be

mahnte zum Aufstande; er kam auch nach Unterwalden, verkündigte Weissagungen, theilte Amulette gegen Schuß, Hieb und Stich aus, und setzte überall, wohin er kam, das Volk in Bewegung. Er verkündigte bey seiner neuen Ankunft in Nidwalden den Zuzug von 2000 Mann Hülfsvölkern aus Schwyz und Glarus. Auf einem stolzen Hengste besuchte er in Jägertracht, mit wehender Feder auf dem Hute, und den Säbel an der Seite die Unterwaldner Lager, er ermahnte zur Standhaftigkeit und sagte unter anderm: „Seyd versichert, daß wir die Franzosen aus der ganzen Schweiz vertreiben, und bis zum Neujahr unsre Erdäpfel zu Paris schälen werden!“

Schon waren indessen Schauenburgs Brigaden gegen den Kernwald gerückt, er hatte Landungsschiffe in Luzern gesammelt, und alle Anstalten zum Einmarsche getroffen. Schauenburg hatte 12 bis 16000 versuchte Krieger, die Nidwaldner stellten dieser Macht kaum 2000 Mann entgegen, Hirten, die noch überdieß auf den verschiedenen Grenzen vertheilt waren. Ihre ganze Artillerie bestand aus acht Kanonen.

Am 7 und 8 September begannen die Gefechte, Kersiten und Stansstad wurden von französischen Batterien beschossen, bey Alpnach, am südlichen Busen des Vierwaldstädtersees, kam es zu lebhaften Postengefechten. Die Franzosen erlitten von den Unterwaldnern, fast lauter erprobten Scharfschützen, beträchtlichen Verlust, die Unterwaldner hatten nicht mehr als 1 Todten und 1 Verwundeten in allen diesen Gefechten. Dieß Glück machte sie kühner, sie spotteten des Kartätschenfeuers der Feinde, und harrten auf neue Angriffe. Selbst in mehreren angrenzenden Kantonen reizte das Glück der Nidwaldner die Mißvergnügten, und sie rüsteten sich insgeheim zum Aufstande. Aus Schwyz kamen sogar 200 Freywillige, und aus Uri 30 Mann mit ihren Schützenfahnen zu den Nidwaldern.

General Schauenburg hatte den allgemeinen Angriff auf den 9. September bestimmt. Mit Anbruch des Tages hallte der Donner der Kanonen. Zu gleicher Zeit brachen die Franzosen von allen Seiten vor. Ein heftiger Kampf begann jenseits St. Jacob, an den Grenzen von Obwalden, wo gegen 600 Niederwaldner auf freyer Ebne hinter Erdwällen standen. Sie verließen

ließen durch Kartätschen verdrängt diese Stellung, und zogen sich unter stetem Gefechte auf eine Anhöhe, eine halbe Stunde von Stanz, welche mit zwey Kanonen besetzt war. Die Franzosen verlohren viele Leute durch die Scharfschützen, aber sie versuchten es doch in zwey Abtheilungen die Berghöhe zu erstürmen. Man focht unter dem Donner der Kanonen mit dem Bajonette, Felsenblöcke rollten den Stürmern von der Höhe entgegen, zweymal griffen die Franzosen vergebens an, sie mußten weichen. Sie wollten auf einer andern Seite den linken Flügel der Nidwaldner angreifen, und ihre Batterie durch verdoppelten Kartätschenhagel zum Schweigen bringen, umsonst, sie stießen hier auf die Schwyzer und Urner, und mußten ebenfalls weichen. Nicht glücklicher stritten die Franzosen auch auf der Seeseite, wo sie mit 30 bewaffneten Fahrzeugen nichts gegen die Nidwaldner auszurichten vermochten.

Allein die Menge siegte doch, die Franzosen hatten um die Mitternachtstunde, nach großen Opfern die Oberhand erhalten. Der Pfarrer Käsli und der Helfer Lüssi flüchteten sich noch vor Ende der Schlacht, auch der Kapuziner Paul

Styger verschwand. Auch von der Seeseite gelang es den Franzosen zu landen, und feste Stellungen einzunehmen.

Jetzt sahen die unglücklichen Schlachtopfer ihr Elend ein. Wohin sie blickten, brannten ihre Häuser und Ställe, ganze Dorfschaften schwebten in Rauch und Flammen, und immer noch hallte der Donner der Kanonen drein. In den Wäldern, Gebüsch und Matten kämpften die Fliehenden noch: „Weiber und Kinder, sagt Zschokke am angeführten Orte, bey dieser Gelegenheit, — setzten dem eindringenden Sieger ohnmächtige Wuth entgegen. Man schlug sich mit Knütteln, Aexten und Sensen. Man forderte und gab keine Gnade. Die wüthenden Soldaten kannten keine Grenzen ihrer Rache. Sie raubten, sengten und brennten, mordeten und wurden gemordet. Priester an den Altären, Säuglinge in den Wiegen, Weiber, Männer, Kinder und Greise wurden erbarmungslos niedergemacht. Töchter und Mütter wurden auf offener Straße geschändet, selbst der entseelten Weiber schonte der Soldaten viehische Lust nicht. Mit Lebensgefahr und schwachen Erfolge, stammten sich viele Hauptleute, von Menschlichkeit be-

wegt, den entsetzlichen Ausschweifungen ihrer Krieger entgegen. Unter ihnen nennt die Geschichte mit Rührung, die Namen eines Müllers und Mainoni, Anführers der 14 und 44 Halbbrigade. — Ein unverwelklicher Bürgerkranz von den Händen der bessern Menschheit dem Gedächtniße dieser Edeln! — Aber die Kanibalenwuth konnte nur in Erschöpfung ihrer Kraft ersterben. Wohin man sah, wälzten sich Feuer und Dampfwolken über zusammenstürzenden Wohnungen, Kapellen und Kirchen; überall kämpften Männer, bluteten Sterbende. Wohin man hörte, scholl der Donner des Geschüßes, das Krachen einstürzender Balken und Mauern, das Gewinsel der Verwundeten, das Gebrülle der Verzweiflung. — Um sechs Uhr Abends war ganz Nidwalden von den Franzosen erobert, und das Gefecht geendet. Aber nicht gesättigt war der Grimm der Soldaten. Noch setzten sie einige Tage lang Raub und Brand fort, und schossen die in die Wälder Geflüchteten nieder. Endlich hielt Schauenburg selbst seinen Einzug, und setzte tausend namenlosen Greueln ein Ziel. Unterwalden nid dem Kernwald war ein großes ungeheures Grab, die Ruinen der Dörfer und Hütten dampften ein schreckliches Todtenopfer.“

Diese kurze Darstellung des traurigen Schicksales der Unterwaldner mag hinreichend seyn, um unsre Leser auf den Standpunkt zu stellen, aus welchem das Vaterunser eines Unterwaldners, nach Herrn J. Martin Usteri's Erfindung betrachtet werden muß, wenn man das Schöne und Rührende, ja selbst Erhabene desselben fühlen will. Wir wenden uns daher jetzt zu den Darstellungen selbst, und begleiten jede einzelne derselben mit einigen kurzen Bemerkungen.



I.

Noch läßt uns hier der Künstler das gebür-
gige Unterwalden in seinem seit einer Reihe von
Jahrhunderten sich gleichen friedlichen Zustande
erblicken. Noch ist die Scene so ganz das freie
genügsame anschauende Hirtenleben des vom Er-
trage seiner Kinder und Ziegenheerden sich näh-
renden Aelplers, noch sehen wir so ganz hier
das schöne herrliche Gemälde jener anspruchlosen
Idyllenwelt, welche Schaaren von Reisenden
nach Helvetien zog, ehe noch die Zwietracht ihre

Verheerung sprühende Fackel, und der Krieg seine Blutrieselnde Geißel über das unglückliche Völkchen schwang. Eine sinnreiche Vorbereitung des Künstlers auf die folgenden Scenen, welche durch den Kontrast desto erschütternder und rührender sich aussprechen. Die Tageszeit welche der Künstler wählte ist der Morgen, das neue Leben, das Wiedererwachen der Natur. Eine reizende Schweizerlandschaft im Rosenschimmer des jungen Tages stellt sich dem Blicke dar; zufriedene Hirten leiten die muntern Heerden auf die frischen düstenden Weiden; im verjüngten Schmucke prangen die Wiesen, über Bergen und Thälern schwebt ein sanfter Schimmer der Verklärung, und durch das ganze Gefilde ertönt gleichsam der Aufruf zur Zufriedenheit und zur Freude. — Doch Gessner und Kleist fangen in unerreichbarer Fülle und Kraft die Reize des Morgens, Poussin und andere unsierbliche Künstler tauchten ihren Pinsel in die Morgenröthe, und zauberten das neue Leben der erwachenden Flur auf die todte Leinwand, — und jeder meiner Leser genoß gewiß schon die Reize des Morgens, und fühlte seine erhebende Kraft, ich darf also wohl nicht erst selbst eine mahlerische Darstellung des Morgens in der Fülle seiner Pracht vorlegen, um die sinn-

reiche Wahl des Künstlers bey der Anlage dieser Reihe von Blättern recht deutlich zu machen, sondern ich kann mich sogleich zu den beyden Hauptfiguren wenden, die hier unsre Aufmerksamkeit fesseln.

Hier steht ein Greis und ein Knabe — der Großvater und sein Enkel. — Der Abend und der Morgen des Lebens, der schon gereifte und der erst aufblühende Mensch sind die Helden dieser Idylle in Bildern. Schon an sich bieten die beyden Gränzen des Menschenalters — das Kind und der Greis — einen schönen reichhaltigen Stoff zu mannigfaltigen, heitern und ernstlichen, sanft rührenden und heftig erschütternden Betrachtungen dar. So wie der Morgen und der Abend in der Natur ihre eignen Reize und Schönheiten haben, so wie sie in der Seele ihres Beobachters heitere oder ernste, sanfte oder wehmüthige Empfindungen hervorrufen, eben so wirkt auch der Morgen und der Abend des Lebens. Wir freuen uns wenn die Dämmerung schwindet, und die sichtbare Quelle des Lichtes und des Lebens, die Sonne mit Königspracht hervortritt, und laut das Chor der Vögel sie begrüßt, indeß sie, Freude und Segen verkündend,



J. M. W. Turner pinx.

J. L. Smith sculp. 1804

*Vater unser, der du bist in dem Himmel
geheiligt werde dein Name!*

...sternenhimm
...st aber auch, we
...lchend wie die
...gungheit und
...die Blumen
...ien, wie das L
...s Zukunft hange
...st, wir freuen
...seiner noch
...kennenden Lieb
...der Lebenstag
...ein Morgen
...weiter am wo
...Morgen sonne
...ben. — Do
...Morgen sche
...st die Sonn
...se nicht oft
...hagelschläge
...den Fleiß
...Erndtesegge
...stimmt die
...ken? Ebe
...des fröhli
...von der B
...herlich, ja

am wolkenleeren Himmel heranzieht, — wir freuen uns aber auch, wenn ein holdes freundliches Kind, lachend wie die Morgenröthe, mit der Unbefangenheit und Sorglosigkeit der Unschuld durch die Blumen hüpfet, und fröhlich und zufrieden, wie das Lämmchen im Grase, vor keiner Zukunft bange, die Reize der Gegenwart genießt, wir freuen uns seiner unschuldigen Spiele, seiner noch keine Verstellung, keine Arglist kennenden Liebkosungen, wir hoffen freudig, daß der Lebenstag des Kleinen schön und heiter wie sein Morgen seyn werde, so wie wir von der heiter am wolkenfreien Himmel heranziehenden Morgensonne uns einen heitern Tag versprechen. — Doch fürchten wir nicht oft am frühen Morgen schon den schwülen Tag? erwacht nicht oft die Sonne aus düsterm Wettergewölke, bleibt sie nicht oft verhüllt, und sind wir nicht wegen Hagelschlägen und Gewitterstürmen besorgt, die den Fleiß des Landmanns, die Hoffnung des Erndtesegens gewaltsam vernichten können, stimmt dieß die Seele nicht zu ernstern Gedanken? Eben so wenn wir den Blick auf ein holdes fröhliches Kind lenken, das jetzt noch nichts von der Bürde des Lebens fühlt, wie ernst und feyerlich, ja wie wehmüthig wird unsre Stim-

mung werden, wenn die Gefahren, welchen die wehrlose Kindheit, die stille Einfalt des unschuldigen Herzens preisgegeben ist, vor unsern Blicken sich darstellen! Wie leicht kann der Sturm der Zeit oder des Schicksals die schönsten Vaterhoffnungen vernichten, wie leicht der Gifthauch des Lasters die Blüthe der Tugend schon im Keime ersticken; wie leicht die Macht der Verführung alle guten Grundsätze schneller verdrängen, als der reißende Waldstrom die blühenden Wiesen verschwemmt, oder der rasselnde Hagel die Hoffnung des Landmanns zerschmettert! — Aber wie herzerhebend ist auch der Blick auf ein Kind! Auf ihm beruht die Hoffnung kommender Geschlechter, auf ihm das stufenweise Fortschreiten der Menschheit zum Ziele der Veredlung, auf ihm die entzückende Aussicht auf das goldene Zeitalter der Menschheit, auf die Herrschaft der Sittlichkeit und der Wahrheit! — So ist der Blick auf die Kindheit bald heiter, bald ernst, aber auch rührend und herzerhebend. Ja der Morgen des Lebens ist die anziehendste Epoche, aber der Abend ist, — so wie in der Natur — die feyerlichste, die erhabenste!

Der Strahl der scheidenden Sonne ist so sanft, als wie bey ihrem Erwachen; nach schön vollbrachtem Tagwerke beschließt sie die Laufbahn; sie hat geseegnet, erquickt, erwärmt, belebt, mit Majestät und Würde neigt sie sich hinter die Gebürge, und noch lange nach ihrem Scheiden strahlet ihr Nachglanz an den vergoldeten Gipfeln wolkenanstrebender Felsen. — Schön ist der Abend — des Tages sengende Glut wich der labevollen Kühle, stärker düften die Blumen, wenn der Mond in der Perle des Thaues zittert, erquickende Ruhe labt den Thätigen, der die Last des Tages trug, und der wohlthätige Freund der Müden gießt sanften Schlummer auf sein Lager herab. Wir verweilen mit reinem Entzücken in dem Gefilde, das im matten Dämmerlichte des Abends ruht, wir verweilen gerne vor dem Gemälde, worauf ein ächter Künstler uns die Reize der Flur nach Untergang der Sonne schildert, aber der Weise, der Gefühlvolle verweilt auch gerne mit Nüchternheit und Ernst bey dem Abendgemälde des Menschenlebens! Flößt nicht der Anblick eines Greises, selbst im ärmlichsten Gewande, sogar dem rohern Menschen unwillkührlich Ehrfurcht ein? Ja! erhaben ernst ist der Abend des Lebens! Betrachte den Greis,

er ist bald am Ziele seiner Laufbahn, sein Tagewerk ist bald vollendet! Wie oft rollte der Schweiß über die gefalteten Wangen! Wie mancher Sturm des Schicksals tobte um dieß ehrwürdige Haupt, bis sich die Locken zu Silber bleichten! Sieh diese zitternde Hand, die mühsam auf den Stab sich stützt, wie viel hat sie vielleicht schon zum Besten der Menschheit, in engern oder weitern Kreisen gewürkt und gearbeitet! Sieh, diese wankenden Füße, die jetzt so langsam und müde einherschleichen, wie so manches Gebürge, so manchen dornenvollen Pfad überstiegen sie schon! — Wahrlich ein rührender Anblick ist ein Greis! Seine Lebenssonne ist ihrem Scheiden nahe, im Kreise der Seinen, denen er durch Wort und That zum Segen lebte, im Schatten der Bäume, die er selbst für kommende Geschlechter pflanzte, dämmert sein Abend herab, und mit heiterer Seele sieht er der Scheidestunde entgegen. Schon weilen seine Blicke nicht mehr am Lande der Erde, sein Auge ruht mit froher Hoffnung auf den Gefilden einer bessern Welt, wo dem Müden Ruhe, dem Treuen Lohn verheißen ist. Sanft und herzerhebend ist der Anblick eines würdigen Greises, in ihm erblicken wir den gereiften, für diese Welt

vollendetem Menschen — er steht an dem Ziele, das unser aller harret, dem freilich leider so viele durch schnöde Vergendung der Lebenskraft sich früher schon entgegen eilen, das aber auch viele, ohne eigne Schuld, schon in der Blüthe der Jahre, bey allen Ansprüchen auf Lebensgenuß und Dauer erreichen müssen; — er steht an der Grenze der Zeit und der Ewigkeit! Die Sonne sinkt an unserm Horizonte um andern Völkern die Quelle des Lichtes und des Lebens zu bringen, der Greis beschließt den Pilgerlauf hienieden, er sinkt ermüdet hinab in die Stille des Todes, — sein Silberhaupt sinkt zu Grabe, wie die fruchtbolle Garbe zur Scheune wandelt; — er verläßt diese Welt, um in einer andern, schönern und vollkommnern, freyer von den Fesseln des Staubes fortzuleben.

Wenn nun schon im Allgemeinen die beyden Grenzlinien des Menschenlebens, das Kind und der Greis, so viel Stoff zu heitern und ernsten, rührenden und erschütternden Betrachtungen, und daher auch zu mannigfaltigen Darstellungen und Ansichten für den Künstler geben, so müssen sie in der Beziehung auf den Gegenstand, den unser Künstler in der vorliegenden Reihe von

Blättern ausführen, und durch das Auge dem Herzen näher bringen wollte, besonders wichtig werden. Diese, nach der Reihe der sieben Bitten des Gebetes des Herrn geordneten Blätter sollen an Unterwaldens trauriges Schicksal erinnern, das Unglück dieses Ländchens sprechend und herzerührend schildern, und ich wage es zu behaupten, daß es kaum auf eine schönere, und zugleich einfacherhabnere Art, als hier geschah, hätte geschehen können. Der Greis ist für den Künstler das Band zwischen der Vergangenheit und Gegenwart, so wie das Kind, der Knabe, ja selbst noch der Jüngling, das Band zwischen Gegenwart und Zukunft. Sollte Unterwaldens Unglück recht deutlich uns ansprechen, so mußten wir ganz in seine ehemalige günstigere Lage versetzt werden, sollte die Anhänglichkeit der Unterwaldner an ihre seit Jahrhunderten von ihren Vätern her ererbte Verfassung, Gebräuche und Lebensart, und ihre daraus herfließende Abneigung gegen alles, was Neuerung oder Veränderung heißt, recht anschaulich werden, was konnte der Künstler passender, richtiger und wahrer, um dieß alles kurz und kräftig auszudrücken, in seinem Gemälde darstellen, als einen Greis! — Horaz schon nennt den Greis *laudator temporis*

acti, „Lobredner der vorigen Zeit,“ und bestätigt nicht noch die Erfahrung diesen Satz als wahr? — Selbst gebildete alte Personen werden, wenn auch nicht gerade immer, doch wenigstens größtentheils an Neuerungen nicht ohne einigen Widerwillen gehen, besonders wenn sie die Neuerungen nicht zugleich als Verbesserungen einsehen können; und nun ein Unterwaldner Greis, der von der Wiege an, die Unmöglichkeit einer freieren und bessern Verfassung, als die seines kleinen Ländchens, beschworen hätte, der im Genuße dieses einfachen freien Hirtenlebens grau geworden war, — stellt er uns nicht gleichsam in sich sein ganzes, seine Heimath und seine bürgerliche und religiöse Verfassung über alles liebendes, allem andern vorziehendes Völkchen dar? Zeigt nicht die Abneigung des Greises gegen die Neuerung den seit Jahrhunderten tiefgewurzelten Widerwillen des Unterwaldners, gegen jeden fremden Einfluß, gegen jede Veränderung der angestammten väterlichen Sitten und Gebräuche?

Gewiß drückt auch das Bild des Greises, der unter den Streichen seiner Verfolger mit seinem wehrlosen Enkel seine väterliche Hütte

meiden, und endlich unter dem Leiden erliegen muß nichts deutlicher aus, als daß die Schwäche der Uebermacht weichen müsse; daß endlich doch, nach mancher blutigen Anstrengung und Aufopferung, der Unterwaldner sich unter den eisernen Arm der Nothwendigkeit beugen mußte. Könnte dieß alles einfacher und rührender vorgestellt werden, als es hier durch die glückliche Wahl des Künstlers geschildert wurde? —

Aber, der Knabe ist wenn der Greis schon so viel ausspricht, nur eine bloße Nebenfigur? Nein, auch er spricht sich deutlich aus. Er vermehrt auf der einen Seite das Rührende des Gemäldes. Wehrlos und schwach ist die Kindheit wie das Alter, und unter allgemeinen Drangsalen muß der Unschuldige wie der Schuldige, der Schwache wie der Mächtige dulden und tragen. — Jedoch, auch herzerhebender, tröstender wird das Gemälde durch den Knaben an der Seite des Greises. Er deutet auf die kommenden Geschlechter, in ihm ruht die schöne erquickende Hoffnung besserer Zeit für das gebeugte tief verwundete Völkchen. Der Greis sinkt ermüdet in die Gruft seiner Väter; der Knabe bleibt, er blüht zum Jünglinge, er

reißt zum Manne heran, er duldet fröhe schon unter den Stürmen der Zeit, er lernte fröhe schon die Gefahren, die Drangsale kennen, welche die Zwietracht und die Nachsucht hervorbringen, die traurige Erfahrung wird ihn vorsichtiger und weiser machen, und auf den Trümmern der zerstörten Glückseligkeit seiner Väter wird er sich selbst ein neues haltbares Gebäude des dauernden Wohlstandes aufführen, und so eine nie versiegende Quelle der Zufriedenheit eröffnen. —

Daß der Künstler das Gebet des Herrn, oder die einzelnen Bitten desselben seinen Darstellungen unterlegte, macht seine Erfindung nicht nur origineller, sondern giebt dem Ganzen noch mehr Kraft und Würde, da nicht nur der Sinn jeder Bitte dieser so kraftvollen alles umfassenden Gebetsanweisung richtig gefaßt, sondern auch so ausgeführt wurde, daß jeder, selbst ohne die Unterschrift zu lesen, sich die Vorstellung würde erklären können.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen kehren wir nun zu einer nähern Betrachtung des ersten Blattes zurück.

Heiter strahlt der junge Tag auf die reizende Bergflur herab, und weckt ein friedliches

Hirtenvolk zu seinen geräuschlosen einfachen
 Verrichtungen wieder auf. Fette Tristen erwar-
 ten die muntere Heerde, die vom Hirten geleit-
 tet, die Alpen hinanklimmt. Ein frischer Le-
 bensodem weht durch das Gefilde, da tritt der
 alte Aelpler, den muntern Enkel an der Hand,
 vor die Thüre seiner Hütte. Sein Auge schweift
 mit Wohlgefallen auf der Gegend umher, bald
 weilt es freudig an den Gipfeln der mit ewi-
 gem Eise bedeckten Gebürge, bald auf den ver-
 goldeten Wipfeln der schwarzen Tannen auf den
 Bergen umher, hier ergötzt ihn der Blick auf
 die Gefilde voll Korn, wo die schwellenden Hal-
 me, vom Winde sanft gewiegt, gleich den Wel-
 len des besänftigten Meeres sich wiegen, dort
 verkünden ihm Reihen von Bäumen mit schon
 sich röthenden Früchten einen geseegneten Herbst.
 Rings um ihn her strömt die Fülle des Lebens
 und der Freude. Frey, wie die Vögel, die in
 den Zweigen umher ihr Morgenlied singen, hei-
 ter, wie das Gewand der ihn umgebenden Flu-
 ren und Berge, fühlt sich hier der glückliche Greis,
 vor der von seinen längst entschlummerten Vät-
 tern ererbten Hütte, und anschauend genießt er,
 in süßes Entzücken verlohren, sein Glück.

Es giebt Augenblicke im menschlichen Leben, wo in dem fühlenden Herzen ein unwiderstehlicher Drang sich regt, vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, vom Endlichen zum Unendlichen empor zu steigen, wo unwillkürlich das Gefühl eines überirdischen, über alles erhabenen, alles mit Liebe und Güte umfassenden Wesens sich mächtig aus der Seele hervordrängt, wo die laute Stimme in unserm Innern uns zuruft: er ist, und er ist ein weiser gütiger Vater! — So unser Greis! Gestärkt durch erquickenden Schlummer, blickt er, sich selbst überlassen, in die weite freye Natur hinaus; er sieht die holden Gefilde vom Strahle der Morgensonne verklärt, er sieht die tausend und tausend Geschöpfe, die um ihn her weiden und spielen, sich nähren, ihres Daseyns freuen, und in tausend verschiedenen Weisen ihre Fröhlichkeit ausdrücken! Sein Herz erhebt sich vom Sichtbaren zum Unsichtbaren; nicht tiefdringende Vernunftschlüsse, sein Herz, ein heisses heiliges mächtiges Gefühl, ahndet die Nähe der Gottheit, und dringt ihm den lauten Ausruf ab:

Gott! unser Vater, dein Name werde geheiligt!

Gewißlich ist der Herr an diesem Orte, rief einst Jakob in heiliger Begeisterung, und heilig blieb ihm die Stätte, wo er die Nähe des Ewigen fühlte! Sein Herz war voll, in großen heiligen Gedanken erhob sich seine Seele, er fühlte die Nähe der Gottheit, die Freuden der Andacht; so der Greis, so jeder Gefühlvolle, der die Reize der Natur in ihrer Fülle betrachtet.— Wie edel, wie erhaben zeigt sich hier die reine Christusreligion, sie die so ganz aus dem menschlichen Herzen genommen, so ganz für das menschliche Herz geschaffen ist! Gott, der Ewige, der Allgewaltige, Uneingeschränkte, der Vater des Weltalls, des Schöpfer der Geister, auch unser Vater! Wenn der Frühling sein Prachtgewand über die Fluren breitet, wenn der Herbst das Füllhorn voll lieblicher Früchte ausgießt, dann finde ich, in der Freude die mich durchglüht, in dem Segen der mir zu Theil wird, meinen Vater! Aber auch dann, wenn der Donner in der schwarzen Wolke rollt, wenn der Pfad sich hüllt, ist und bleibt er mein Vater, der die Wolke zertheilen und die dunklen Pfade erhellen

Kann! Gott mein Vater im Himmel! Erden ich anbede, zu dem das Herz mit frommer Nührung sich erhebt, wohnt nicht in Tempeln die mit Händen gemacht sind, das ganze unermessliche Weltall ist sein Tempel, in der flammenden Sonne, in den friedlich die vorgezeichnete Bahn laufenden Sternen, jenen unzählbaren Heeren von Welten, in der bescheidenen Blume des Grases, und in Thautropfen, der auf der Blume zittert, da finde ich ihn, seine Größe, seine unendliche Liebe! Geheiligt werde sein Name! Gepriesen, verherrlicht, verehrt werde der Ewiggütige, der Erhabene! Verherrlicht durch Weisheit und Tugend, durch Streben nach Vollkommenheit und Aehnlichkeit mit ihm! Welche schöne einfache und doch erhabene Gefühle erregt dieß Gebet, dieser Blick von der Schöpfung auf den Schöpfer! Wer stimmt nicht mit freudiger entzückter Seele ein in das Lied heiliger Begeisterung, das Kleist, der unsterbliche Sänger der Reize des Frühlings, dem Vater des Weltalls sang?

Durch dich ist alles was gut ist, unendlich
wunderbar Wesen,

Beherrscher und Vater der Welt! du bist so
 herrlich im Vogel,
 Der hier im Dornstrauche hüpfst, als in der Fe-
 ste des Himmels, —
 In einer kriechenden Raupe, wie in dem flamm-
 menden Cherub.
 See sonder Ufer und Grund! Aus dir quillt al-
 les; du selber
 Hast keinen Zufluß in dich. Die Feuermeeere
 der Sterne
 Sind Widerscheine von Pünktchen des Lichts in
 in welchen du leuchtest.--
 Du drohst den Stürmen — sie schweigen; berührst
 die Berge — sie rauchen;
 Das Heulen aufrührischer Meere, die zwischen
 wässernen Felsen
 Den Sand des Grundes entblößen, ist deiner
 Herrlichkeit Loblied.
 Der Donner mit Flammen beflügelt, verkündet
 mit brüllender Stimme
 Die hohen Thaten von dir! Vor Ehrfurcht zit-
 tern die Haine,
 Und wiederhallen dein Lob. In tausend harmo-
 nischen Tönen,
 Von dem Verstande gehört, verbreiten Heere
 Gestirne

Die Größe deiner Gewalt und Huld, von Pole
zu Pole.

Doch, wer berechnet die Menge von deinen Wun-
dern? Wer schwingt sich
Durch deine Tiefen, o Schöpfer? Vertraut euch
den Flügeln der Winde,
Ruht auf den Pfeilen des Blitzes, durchstreift den
glänzenden Abgrund
Der Gottheit, ihr endlichen Geister, durch tau-
sendalter des Weltbau's
Ihr werdet dennoch zuletzt, kein Pünktchen nä-
her dem Grunde,
Als bey dem Ausfluge seyn. Versummt denn,
bebende Saiten,
So preist ihr würd'ger den Herrn! — —

II.

Nicht mehr so heiter und erfreulich wie zu-
vor, ist die Scene, welche wir auf dem zweyten
Blättchen erblicken. Woher die Wolke düsterer
Besorgnisse auf der Stirme des Greises, der
kurz zuvor ruhig lächelnd auf die Gefilde blick-
te, und mit freudigem Danke sein Auge zum

Himmel erhob? — Als würde er von Feinden verfolgt, eilt er den Berg heran, den kleinen Enkel nach sich ziehend, und wehmüthig bittend erhebt sich sein trüber Blick zum Himmel.

Der Künstler rückt jetzt stufenweise seinem Ziele näher. Der schöne heitere Morgen — der ruhige glückliche Zustand Unterwaldens ist vorüber, die Gefahr schwebt drohend, wie eine schwarze Gewitterwolke, über den Häuptern der sonst so zufriednen genügsamen Aelpler. Der Geist der Neuerungen, der Staatsumwälzungen hat sich auch Helvetiens bemächtigt; schon sind auch Unterwaldens hohe Wald- und Eisgebürge nicht mehr stark genug, um diesem Geiste der Revolution eine unübersteigliche Mauer entgegen zu setzen. Die friedlichen Thäler werden nun zum Schauplatz mannigfaltiger Neuerungen und Unordnungen, — das Gefolge der Revolutionen — eingeweiht. Das Gerücht von diesen unerwarteten Ereignissen dringt nun auch zu den Hirten empor, die beynabe ganz abgeschieden von den Bewohnern der Thäler auf den hohen Alpen wohnen, und über der Sorgfalt für ihren einzigen Reichthum, für ihre Heerden, in patriarchalischer Einfalt die übrigen Weltthandel vergessen.

Die traurige Nachricht ist auch bis zu der einsamen Hütte unsers Greises gedrungen, unglaublich schüttelt er sein weißes Haupt, — sollte ein Schweizer, sollten vollends die Unterwaldner diese seit Jahrhunderten freien Männer eine Veränderung der Verfassung ihres Vaterlandes auch nur leise wünschen können? — Unmöglich, so denkt der Greis, — aber das Gerücht verliert sich nicht, es wird auch nicht nur nicht widerlegt, wie es sonst so oft mit Gerüchten, wenn sie bloß Ausgeburten der langen Weile, des Mißverständnisses oder auch der Schmähsucht und der Verläumdung sind, zu geschehen pflegt; die beunruhigenden Sagen werden im Gegentheile immer lauter und häufiger. Der Greis vermag es nicht länger, in einer so peinlichen Ungewißheit zu schweben, er faßt schnell den Entschluß, sich mit eignen Augen an Ort und Stelle zu überzeugen. Er ergreift seinen Stab, und eilt, seinen Enkel an der Hand von seiner friedlichen Alpe ins Thal hinab. —

Welch ein Anblick! das tausendzüngige Gerücht hatte ihm keine Unwahrheiten berichtet, er sieht und hört nur zu deutlich, daß seine Besorgnisse nicht grundlos waren. Die Gemü-

ther sind voll von brausender Gährung, der Partheygeist, diese Quelle der Unordnung und der Zerstörung, ist in seiner ganzen Stärke erwacht, es herrscht ein Drängen und Treiben unter den sonst so ruhigen Thalbewohnern, es zeigt sich eine so heftige gegenseitige Erbitterung unter dem sonst so friedlichen verbrüdereten Hirtenvölkchen, daß unser Greis, der in Eintracht und Frieden grau geworden war, und dessen ruhigere Ueberlegung und gereifere Erfahrung die nahe Gefahr seines Vaterlandes und seiner Mitbürger nur zu deutlich voraussieht, von der tiefsten Behmuth durchdrungen wird. Ach! sein Gefühl ist um so schmerzlicher und herzangreifender, je heisser und inniger er von Liebe zu seinem Vaterlande und dessen Verfassung beseelt ist; die Aussicht auf die nahen Stürme und Erschütterungen ist um so drückender und beunruhigender für ihn, je sehnlicher er gewünscht und gehofft hatte, am nahen Abende seiner Tage in Frieden zu seinen Vätern versammelt zu werden.

Der Greis wird nur zu deutlich von der Wahrheit der Gerüchte, die ihn schon in seiner Alpenhütte so besorgt gemacht hatten, überzeugt,

... denn er trägt
... der mit eifriger
... michtung eines Frey
... bis der neuen Frey
... hler gewaltiam se
... ohne Wurzel und
... Freyheit! — I
... und zu wollen,
... Freyheit getroff
... dem Baumehal
... wahren, die belu
... der weidenden Frey
... ten Wanderers, di
... Vogel, haut ihr al
... ter die Füße, und
... Stamm ist ener
... schen Triumphe al
... steht es das eif
... und verunstaltet
... umgerissen von
... spielt ihr mit
... des Vaterlandes,
... Pfeiler, hemmt ih
... Sicherheit und W
... die fruchttragenden
... in Schöpflinge bef

zeugt, denn er trifft zufällig auf einen Volks-
 haufen, der mit eifertiger Geschäftigkeit an der
 Errichtung eines Freyheitsbaumes, dieses Sym-
 boles der neuen Freyheit, beschäftigt ist. — „Ein
 „Kahler gewaltsam seiner Stätte entrißener Baum
 „ohne Wurzel und Zweige — das Zeichen der
 „Freyheit! — Ja ihr habt ohne es zu wissen
 „und zu wollen, das richtigste Sinnbild eurer
 „Freyheit getroffen! Die starken Wurzeln, die
 „dem Baume Haltbarkeit, Nahrung und Dauer ge-
 „währen, die belaubten Zweige, das Schattendach
 „der weidenden Heerde, die Erquickung des ermüde-
 „ten Wanderers, die sichere Wohnung harmloser
 „Vögel, haut ihr ab, tretet ihr muthwillig un-
 „ter die Füße, und der nackte forthin nutzlose
 „Stamm ist euer Spielwerk, das ihr im kindi-
 „schen Triumphe als Ehrendenkmal aufstellt. Da
 „steht es das eitle Denkmal, bald verwittert
 „und verunstaltet durch Regen und Sonne, leicht
 „ungerissen von jeglichem Windstoße! — So
 „spielt ihr mit den ehrwürdigen Verfassungen
 „des Vaterlandes, so zertrümmert ihr ihre Grund-
 „pfeiler, hemmt ihre wohlthätigen Einflüsse auf
 „Sicherheit und Wohlfahrt, und haut gewaltsam
 „die fruchttragenden Zweige ab, statt die üppi-
 „gen Schößlinge behutsam abzuschneiden; und

„das armseelige Machwerk, ohne Grund und
 „Haltbarkeit, nennt ihr im stolzen kindischen Dün-
 „kel, — Freyheit, verbrämt es mit neumodischen
 „schön klingenden Redensarten, wie ihr das Bild
 „eurer gepriesenen Freyheit mit bunten Lappen
 „und Glitterbändern schmückt! Armes Vater-
 „land!“

So dachte der Greis bey der auffallenden
 Szene. Er versank in trübe düstere Wehmuth.
 Tief erschüttert von der Ahndung des nahen
 Unglückes seines Vaterlandes, klimmt er, von
 seinem Enkel begleitet, den Rückweg zu seiner
 Alpe wieder hinan.

Diesen Moment wählte der Künstler zu sei-
 ner Darstellung auf dem zweiten Blatte. Düs-
 terer Ernst liegt auf der Miene des Greises.
 Das trübe ungewölkte Auge ist der Spiegel der
 Seele, die mit Kummer und Angst über des
 Vaterlandes so augenscheinlich gefahrvolle Lage
 ringt. Doch, des Christen Trost, in des Lebens
 trübster Nacht, ist sein Gottesglaube, er ist es,
 der den gebeugten Greis aufrichtet. Zum Va-
 ter der Eintracht und des Friedens hebt sich des



Offen 1812

P. J. Laminil. del.

2. Zu uns komme Dein Reich.

den Heiligs
ander Rippe Re

Zu un

Irthum
glose Herr
einigen wo
den, die ei
so wie hin
Aufklärung
Quellen de
heit und d
besondern
verweisen
bene Zu
und wo
sie in
men
Zufri
stanz
und C
Wan
sucht
innige
no du

grauen Aelplers kummervoller Blick, und mit bebender Lippe fleht er aus beklommener Brust:

Zu uns komme dein Reich!

Irrthum und Unwissenheit, ungezügelter regellose Herrschaft der Sinnlichkeit, dieß sind die einzigen wahren Quellen des Elendes auf Erden, die einzigen Hindernisse aller Zufriedenheit, so wie hingegen Weisheit und Tugend, wahre Aufklärung und Sittlichkeit die nie versiegenden Quellen der Ruhe, des Friedens, der Zufriedenheit und des Wohlstandes im allgemeinen und besondern sind. Jene Quellen des Elendes zu verstopfen, und diese zu eröffnen, war der erhabene Zweck des großen Weisen von Nazareth; und wo Wahrheit und Tugend herrschen, wo sie in edler schwesterlicher Verbindung, die Blumen der Eintracht, der Duldung, der Liebe, der Zufriedenheit und Freude an den Lebensweg pflanzen, wo durch sie die Summe des Schönen und Guten gemehret wird, da ist — Gottes Reich! Wann konnte, wann mußte sich wohl die Sehnsucht nach dieser Herrschaft wahrer Aufklärung inniger lebhafter regen, als eben zu der Zeit, wo durch Unwissenheit und Wahn, durch die wil-

den rohen Ausbrüche der Sinnlichkeit und Leidenschaft, des Elendes so viel veranlaßt wurde, — in den Zeiten gewaltsamer Revolutionen und verheerender Kriege, die besonders auch auf der Meige des achtzehnten Jahrhunderts sich durch dampfende Ruinen, und Ströme unschuldig gestoßenen Blutes so schreckliche Denkmale zur warnenden Belehrung der Nachwelt errichtet haben? — Wer wird daher nicht mit herzlicher Sehnsucht in den Wunsch einstimmen, den unser Künstler in den Mund des Greises legte: daß an dem wohlthätigen Strahle wahrer Aufklärung wahre Tugend, herzliche Liebe gedeihe, wie die heiterstrahlende Sonne liebliche Blüthen und erquickende Früchte hervorrust? —

III.

Revolutionen, Staatsumwälzungen, wenn sie nicht allmählig vorbereitet, und mit kluger Mäßigung geleitet werden, sind, nach allen Belegen der ältesten und neuesten Geschichte, der freieste Tummelplatz der aufgeregten Leidenschaften, und der empörendsten Ge-

waltschritte. Mit dem Partheigeiste, der ohne dieß die Gemüther erhitzt, vereint sich nur zu sehr das Privatinteresse, und unter dem Scheine des Eifers für das Allgemeine, treiben der Eigennuß, die Rachsucht, und andere schändliche Leidenschaften ihr empörendes Spiel. Wie viele traurige Belege dieser Wahrheit, stellt nicht Frankreichs Revolution auf! Das Blut von Tausenden, die unter der Guillotine oder andern Mißhandlungen starben, die rauchenden Trümmer zerstörter Hütten und Schlößer, — sind sie bloß Denkmale der allgemeinen Greuel gewaltfamer Staatsumwälzungen? verkünden nicht viele, ja wohl ein sehr großer Theil derselben, die Wuth schändlicher Privatrache, unersättlicher Habsucht, — und anderer eben so niedriger Triebfedern?

Auch das sonst so friedliche Hirtenland Helvetiens — Unterwalden blieb von solchen empörenden Greueln nicht befreyt. Nicht nur der blutdürstende Fanatismus, nicht nur der ungezügelte blinde Eifer für das Alte oder für das Neue fachten das Feuer der Zwietracht, unter den ungebildeten und eben darum auch leidenschaftlichern und heftigern Unterwaldnern an,

und setzten nicht nur die Gemüther, sondern auch Häuser und Hütten in Flammen. Gewaltthaten mannigfaltiger Art wurden in den sonst ruhigen Gefilden verübt, und auch hier wüthete nicht bloß der blinde Eifer für das Herkommen, nicht bloß der Partheigeist in Rücksicht auf die Neuerungen, sondern auch die Privatrache, und andere schändliche Leidenschaften.

Auf eine solche erschütternde Scene macht uns der Künstler auf dem dritten Blatte aufmerksam. Ein trauriges Bild der Zerstörung, des Blutvergießens erwartet uns, und doch ist, was wir hier erblicken, nur eine ganz kleine, aus dem ganzen großen Schreckensgemälde, das Unterwalden zur damaligen Zeit darbot, ausgehobene Partie. Jedoch, so klein auch die Scene ist, so herzzerschneidend, so fürchterlich drängt sich doch in derselben alles zusammen, was Abscheu gegen die Gewaltschritte der aufgeregten Leidenschaft, tiefes inniges Mitleidsgefühl für die schwache, wehrlose und dennoch mishandelte Unschuld erregen und unterhalten kann.

Das verheerungdrohende Gewitter, das der Greis mit beklommenem Herzen über seinen

sonst friedlicher Thäleru schweben sah, ist wirklich losgebrochen. Auch seine eigene Hütte blieb nicht unverschont, der schmale Felsenpfad, der zu der Alpe hinanführt, hält die blinden Wütheriche nicht ab, des Greises Lebensabend schrecklich zu trüben. Ein boshafter Verräther, der vielleicht lange schon auf Gelegenheit zur Rache sann, zeigt den Stürmern, — gleichviel von welcher Parthei, — den Pfad zur friedlichen Hütte, er selbst schwingt die sprühende Fackel, und die einsame Heimath stiller Zufriedenheit und froher Genügsamkeit, sie, vielleicht der größte Reichtum, vielleicht das Einzige einer biedern, der edlen Sitteneinfalt ihrer Väter treuen Familie lodert durch Verrätherhände in Flammen auf. Doch noch ist es nicht vollendet das gräßliche Gemälde. Laßt uns auf die sonst so glücklichen Bewohner der Hütte blicken. Wer ist der Erschlagene, dort unter dem Eingang der Hütte zu den Füßen des Wütherichs? Es ist der Sohn des Greises, der Vater des hilflosen Kleinen. Er fiel unter den Streichen der Zerstörer, als er zur Nothwehre gezwungen, die Hütte seiner Väter, und noch mehr als sie, das Leben seines wehrlosen Vaters, seines hilflosen Kindes, gegen die tobende Horde zu vertheidig-

gen sich bemühte. Er fiel und mit ihm zerbrach die Stütze eines abgelebten Greises, mit ihm fiel der Ernährer, der Erzieher eines Knaben, der schon am frühen Morgen des Lebens zum Dulden eingeweiht wird. Welch eine erschütternde Scene, die, so einfach sie auch ist, zu einer langen Reihe von ernstern Betrachtungen über die Schrecklichkeit gewaltsamer Revolutionen, über das Elend, das die wüthende, auf die Stimme der Vernunft und des Gewissens nicht mehr hörende Leidenschaft anrichtet, den reichhaltigsten Stoff darbietet! —

Wie sehr wird aber auch das Herz zur Wehmuth zum innigen Mitleidsgeföhle hingerissen, wenn wir auf unsern Greis blicken. Da liegt er hilflos und schwach auf der Erde, die das Blut seines Sohnes trinkt. Blinder Eifer, tobende Leidenschaft, kennen nichts Ehrwürdiges mehr, das Heiligste selbst ist ihnen nur Spiel! Das ehrwürdige Silberhaar des Greises, seine zitternd emporgehobene Hand flößen den Wütherrichen kein Erbarmen ein. Verwundet, blutend von ihren Streichen liegt er vor den brennenden Trümmern seiner Hütte, bey der Leiche des erschlagenen Sohnes, er der verlassene, der seiner Stütze



Uffere pinx.

J. J. Lamiré sculp. Aug. Vind

3. Dein Wille geschehe auf Erden wie
im Himmel.

...te Greis hält d
 ... und scheint seine
 ... ja wollen, dieses
 ... Zügellosen der
 ... ein Uebermaa
 ... um Hilfe, in der
 ... jenen drängt, un
 ... die Thräne des
 ... kontrast in der
 ... enden Zerhöre
 ... Menschheit das
 ... veranlaßt, — u
 ... lsten Greises?
 ... hader wird' ebe
 ... der letztere! G
 ... gung in die h
 ... n ganz die Wo
 ... llane getreu,

Dein Will
 al

Religion
 ses, sie die
 eit, ohne wela
 ich und stüch

beraubte Greis hält den vaterlosen Enkel im Arme, und scheint seine letzte Kraft darauf wenden zu wollen, dieses unglückliche Schlachtopfer den Tigerklauen der Wütheriche zu entreißen. — Welch ein Uebermaaß von Leiden, das hier in einem Bilde, in dem Bilde des Greises sich zusammen drängt, und dem fühlenden Beobachter eine Thräne des Mitleids entlockt! Welch ein Kontrast in der Miene, in der Stellung des todbenden Zersthörers, — dessen Hochverrath an der Menschheit das Unglück unsrer Hütterbewohner veranlaßte, — und in dem Blicke des gemißhandelten Greises? Wie viel rührender und anziehender wird eben durch diese Zusammenstellung der letztere! Gewiß dieß Auge voll ruhiger Ergebung in die harte schwere Drangsal, es spricht so ganz die Worte aus, die der Künstler, seinem Plane getreu, unter das Blatt setzte:

Dein Wille geschehe wie im Himmel
also auch auf Erden.

Religion ist die Stütze des verlassenen Greises, sie die wohlthätige Freundin der Menschheit, ohne welche unsre Freuden mangelhaft, stürmisch und flüchtig, unsre Leiden trostlos und un-

fere Hoffnungen schwankend seyn würden, hält seinen Geist noch aufrecht unter dem Drucke der Leiden. Sein Gottesglaube, sein Vertrauen auf einen weisen und gütigen Lenker der Schicksale, giebt ihm Muth und Kraft zu tragen. Ueberzeugt, daß dieser ewige Weltenlenker sein Vater sey, der die dunkelste Nacht aufhellen, das verworrenste Gewebe der Schicksale auflösen, und auch auf rauhen dornenvollen Pfaden zum Ziele der Ruhe leiten könne; überzeugt, daß der, welcher durch Stürme und Ungewitter Segen und Fruchtbarkeit herbeiführt, auch aus den Stürmen und Drangsalen der Zeit Segen und Gewinn für das Ganze herbeiführen könne, — unterwirft er sich dem Willen des Ewigen, hofft nach der düstern schwarzen Gegenwart eine heitere Morgenröthe der Zukunft, und betet, wie der ihn beten lehrte, dem selbst der Wille des Vaters das heiligste und ehrwürdigste war, der selbst den bitteren Kelch mit kindlicher Ergebung trank, und standhaft duldete, weil es des Vaters Wille war! —

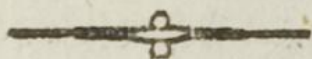
Sollten wir uns statt dieses schönen herzerhebenden stärkenden Glaubens an Gottes Weltlenkung, der so viel Muth, so viel Ergebung

gelassen
zu blüh
zu lassen

22

den W
füßvolle
den sate
einem so
Anblicks
vor der
sonst
den B
seine
der Si
de er
treten
Wohle
ler die
sollen f

Gelassenheit und Ruhe fördert, den Glauben an ein blindes unerbittliches Verhängniß aufdringen lassen?



IV.

Wer fühlt sich nicht hingerißen zum innigsten Mitleiden, wenn er, an der Hand des gefühlvollen Künstlers, den unglücklichen Greis und den vaterlosen Kleinen weiter begleitet. — In einem schrecklichen Gemälde zieht gleichsam das Unglücksgefolge des Krieges und der Zwietracht vor dem Auge vorüber. Ruinen dampfen, wo sonst friedliche Hütten standen; Leichname decken den Boden, wo kurz vorher der zufriedene Hirte seine Heerde weidete; Töne des Jammers und der Klage erschallen, wo sonst das Lied der Freude ertönte; bittere Armuth, Hunger und Blöße treten an die Stelle der Genügsamkeit, der Wohlhabenheit und Fülle! — Hätte der Künstler dieß alles wahrer, lebendiger, rührender darstellen können, als es wirklich geschah? Ein Greis,

und ein Kind — diese Hülflosen selbst unter den besten Glücksumständen, — sind sie nicht am vorzüglichsten dazu geeignet, die Gefühle der herzlichsten Theilnahme zu wecken, zu unterhalten? Ein Greis, dem am späten Lebensabende noch die letzte Stütze brach, der einen dankbaren treuen Sohn verlor, dem gleichsam die letzte Wohlthat, der Trost, aus der Hütte seiner Väter zu seinen vorangegangenen Vätern überzugehen, durch die Zerstörung seiner Hütte entrisen wurde, ein Greis, dessen zitternde Rechte kaum mehr den Stab zu halten vermag, mit dem er am Rande des Grabes einherschleicht, ein Greis, der bey Fleiß und Gottes Segen genügsam und still seine Tage durchlebte, der dem Hungrigen sein Brod brach, ist jetzt selbst ein Bettler! — Er muß betteln, er muß das Mitleid anderer anflehen, denn in seinem Blute rollt nicht mehr die feurige Lebenskraft der männlichen Jahre, seine Glieder sind nicht mehr gelenkig und fest, daß er arbeiten, daß er seinen Unterhalt sich selbst erwerben könnte! Er muß betteln, er muß sich der Barmherzigkeit anderer überlassen; ach welche eine bittere schmerzhaftige Empfindung für ihn! — Wie sehr erinnert der Künstler, durch dieses einzige Bild, an die Tausende, denen dieß harte

Loos durch die schrecklichen Folgen der Zwietracht zuviel, die, als unschuldige Schlachtopfer, die Verblendung ihrer Zeitgenossen, oder auch die tollkühne Wuth einzelner Bösewichter büßen mußten? —

Auf den Bettelstab gestützt, wankt der Greis unter den Ruinen umher, ihn begleitet, hilflos und schwach wie er selbst, sein Enkel! Armer Knabe, du mußt früh schon die Dornen des Leidens fühlen! Für dich ist der Morgen des Lebens gewiß nicht der reizendste Theil desselben! Ein hilfloser Greis ist deine einzige Stütze, und wenn er dich verläßt, wenn seine morsche Hütte unter den heftigen Stürmen des Schicksals ganz zusammenstürzt, wer wird dich nähren und schützen, wer dich lehren und bilden, in dem Lande voll Gährung und Zwietracht? Welche Gefahren warten deiner noch! Ach, der Sturm des Leidens zerknickte schon so manche Blüthe der Tugend ehe sie noch sich entfaltete. Leiden, Stürme, Gefahren sind nicht für jeden eine Schule der Tugend, unzählige wurden durch Elend und Noth zu Bösewichtern und Verbrechern! Diese und ähnliche Empfindungen erregt gewiß der Anblick des hilflosen Kindes, und wie sehr erinnert

er an die Tage des Jammers, wo Hunderte von Kindern der kleinern Kantone Helvetiens aus der väterlichen Heimath entfernt und von der Barmherzigkeit der Bewohner größerer Städte — Zürich, Bern, Freyburg ic. — aufgenommen und verpflegt werden mußten, weil die verheerten Gefilde der Heimath den unglücklichen Kleinen kein Brod mehr gewähren konnten, und so manche in den blutigen Tagen des Aufstandes die ernährenden Väter verlohren hatten! —

Was ist der Trost der beiden Verlassenen, wer hält den wankenden Greis, der unter den Trümmern seines ehemaligen Wohlstandes, wie die Wehmuth unter den Gräbern einherwandelt, noch aufrichtet von wem hofft er Unterhalt und Hülfe? — Er fleht:

Unser täglich Brod gib uns heute!

Nur wer sich ganz in die Jammerlage des Greises, und seiner Unglücksgefährten denken kann, wer es vielleicht selbst schon fühlte, wie dem zu Muthe sey, der, entblößt von allen Mitteln, seine dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen, der Zukunft entgegen sehen muß, nur der



Uffore una:

G. J. Laminie Kupferst.

4. *Gieb uns heute unser täglich Brod!*

... aus den r
ber große über
ende, stärke
ende Kraft fo
gende hebt de
mel, sein Geis
hu gab, der d
der selbst de
verächmachten
gefallen sätt
der Liebe g
Kraft. — 2
höchster Gewi
reitet die
stabe der Ho
hörn Faden
er Glaube an
Sturme trot
nicht versinke
mit dir! U
herz herzerf
er Donner
Wolken roll
Schicksals de
heinen und
imme des

Kann auch den rührenden Sinn dieser Worte, und ihre große über den Druck der Gegenwart erhebende, stärkende und zur ruhigen Ergebung führende Kraft fassen! Der Verlassene, der Hungernde hebt den wehmuthvollen Blick zum Himmel, sein Geist schwingt sich zu dem, der das Leben gab, der die Lilien des Feldes herrlich kleidet, der selbst den kleinsten Wurm im Grase nicht verschmachten läßt, der alles, was lebt, mit Wohlgefallen sättigt; und der Gedanke an den Vater der Liebe giebt dem Schwachen Hoffnung und Kraft. — Wahrlich, Religion ist des Menschen höchster Gewinn in den Stürmen der Erde, sie erheitert die dunkle Gegenwart mit dem Mondstrahle der Hoffnung, sie bent dem Sterblichen den sichern Faden durch die Irrgänge des Lebens, und der Glaube an die Vorsehung ist der feste, jedem Sturme trohbietende Anker, der den Dulder nicht versinken läßt. Fürchte dich nicht, ich bin mit dir! Ueberall schallt dem Gottesverehrer dieser herzerhebende Zuruf des Ewigen! — Wenn der Donner Zerschmettrung dräuend in schwarzen Wolken rollt, wenn Stürme der Zeit und des Schicksals den Muth erschüttern, unter Todtengebeinen und Felsenklippen, überall tönt die Stimme des Vaters: Fürchte dich nicht, ich

bin mit dir — ich will dich nicht verlassen noch
versäumen!

V.

Ein neuer erschütternder Anblick erwartet uns hier. Der Ideengang des Künstlers leitet uns stufenweise zur Anschauung der gräßlichen Folgen der Zwietracht, und vorzüglich gewalttätiger Staatsumwälzungen fort. Wir sahen vorher die stille friedliche Alphütte eines Unschuldigen von den Flammen verzehrt werden, wir sahen einen unglücklichen Greis, unter den rauchenden Trümmern des vernichteten Wohlstandes eines sonst zufriedenen Hirtenvolkes, auf den Bettlerstab gestützt umher wanken, um mühsam sich die wenigen Bissen Brodes, die er, so nahe dem Grabe, noch bedarf, von der Barmherzigkeit anderer, die der Sturm mit nicht so starker Heftigkeit getroffen hatte, zu erflehen; alles dieß sind wahre, doch lange nicht gräßlich genug geschilderte Darstellungen der gräßlichen Folgen jenes verzehrenden Eifers, jener fürchterlichen Verblendung, und gegenseitigen Erbitterung, wo-

durch Unterwaldens Wohlstand und die Zufriedenheit seiner Bewohner auf so lange Zeit zerstört wurde.

Doch die Kunst, wenn sie anders den Namen schöne Kunst nicht aufgeben will, soll und darf das Gräßliche nie ganz in seiner wahren Gestalt dem Auge vorhalten, sondern, wie wir oben schon erinnerten, ihm irgend eine mildere Seite abgewinnen, welche die zu heftige Erschütterung mehr in Rührung verwandelt, und statt Abscheu Mitleid erregt, auch selbst zu höhern schönern Betrachtungen hinreißt. Wie so oft vergift sich hier der Künstler, der sein höchstes Verdienst blos in der Wahrheit der Darstellung allein sucht, und z. B. so recht con amore an einer Enthauptung Johannis (überhaupt kein Gegenstand für die schöne Kunst,) die letzten krampfhaften Züge des Kopfes, den bluttriefenden Rumpf ausmahlt, oder der Bataillennahler, der den Boden mit Blut und Menschentrümmern überdeckt, und was dergleichen wenn auch noch so wahr und richtig gezeichnete und ausgeführte Werke des irgeleiteten Gefühls für schöne Kunst sind. —

Unser Künstler, dem es zur Ausmahlung der Schreckensscenen in Unterwalden weder an Stoff, noch an Kraft der Darstellung gefehlt haben würde, ließ sich vom ächten Künstlergenius leiten, er gewann auch auf dem fünften Blatte seinem Stoffe eine mildere Seite ab, und indem er zwar durch den Anblick von Schutt und Trümmern mächtig erschüttert, so weiß er doch durch das Bild des Greises sanft zu rühren, und so durch das Zusammenschmelzen der beyden Empfindungen ein wahres Werk der schönen Kunst aufzustellen.

Der Zweck des Künstlers auf dem vorliegenden Blatte ist wohl der, den Beobachter daran zu erinnern, daß jener zwar kurze, aber doch sehr verheerende Krieg gegen ein schwaches Hirtenvolk, mit wahrer Vandalenwuth, mit der ganzen Vertilgungsgier jener finstern Jahrhunderte, die durch barbarische Rohheit und Unmenschlichkeit sich auszeichneten, geführt wurde; wie so leicht wäre es ihm gewesen, hier die auffallendsten empörendsten Scenen der blindwüthenden Leidenschaft, des selbst das Heiligste schändenden Eifers auszuheben und darzustellen, — aber er begnügt sich mit einem einfachern, edlern

Wille, er füh
im Stanzfä

Tempel
liegen Orte
Nähe, eine
wo der G
vom Ger
gen und
und Ehrn
kommen, in
ten, oder

den Vater
hat bey all
hje Orte.
alle die
wie schob
da selbst
noch die
nicht ver
Opfer der
lich diese
Heiligthu
ter ans H
senen, von
nd Graufe

Bilde, er führt uns in die Ruinen der Kapelle von Stanzstadt.

Tempel, Altäre, diese der Gottheit geheiligten Orte, wo der Ungebildete eine besondere Nähe, einen Aufenthaltsort der Gottheit wähnt, wo der Gebildete gern verweilt, um sich, entfernt vom Geräusche der Welt und den Zerstreuungen und Sorgen des Lebens, mit dem Heiligsten und Ehrwürdigsten, das denkende Geister fassen können, in frommen Betrachtungen zu unterhalten, oder gemeinschaftlich mit seinen Brüdern den Vater der Wesen zu verehren, — waren und sind bey allen rohen und gebildeten Völkern heilige Orte. Auf welchem hohen Grad mußte also die allgemeine Erbitterung gestiegen seyn, wie schrecklich mußte Zwietracht gewüthet haben, da selbst das Heiligste, (man denke sich dazu noch die religiöse Stimmung des Unterwaldners) nicht verschont blieb, sondern ein schreckliches Opfer der allgemeinen Zerstörung wurde. Wahrlich diese Ruinen, dieses im Schutte liegende Heiligthum, es sagt mehr, es spricht erschütternder ans Herz, als eine lange Reihe von Greuelscenen, von welchen sich das Auge mit Abscheu und Grausen wegwenden würde.

Doch noch ist der Plan des Künstlers nicht ganz dargelegt, wir blicken auch noch auf den Greis und seinen Enkel, die wir hier voll heisser Andacht auf den Knien liegend erblicken.

Ach! die heilige Stätte, wo der Greis seit langen Reihen von Jahren sich einsam und in Gesellschaft mit Gott beschäftigt, wo er so oft sich Stärkung und Kraft zum Guten, und Trost und Hoffnung in den trüben Stunden des Leidens gesammelt hatte, sie ist nun entheiligt und zerstöhrt, zerstöhrt durch Wahn und Leidenschaft!

Voll tiefer banger Empfindung sinkt er auf seine Knie, und verliert sich in ernste Betrachtungen über den Wechsel der Dinge, woran die zerstöhrtten Altäre ihn so laut und schrecklich erinnern! Er sinnt nach über die Quellen des Uebels, und findet, daß doch wohl auch von Seiten seiner Landsleute mancher Schritt, der das Unglück so ganz herbeiführte, geschehen sey, oder, mag er überhaupt noch in dem Wahne des Ungebildeten, der die Lehren des Christenthums wohl bekennt, aber nicht kennt, stehen, daß jedes großes Unglück von der Gottheit verhängte Strafe sey, er betet:



J. M. Goussier pinx.

J. J. Lanier sculp. 1804

5. Vergib uns unsere Schulden, wie auch
wir vergeben unseren Schuldnern!

Vergieb

Der Gedanke
Breites zum
ein, daß für
Grenze des
zu hoffen sey
Schicksal, nicht
und ist fest ent
der sie ihm a
er, ruhiger e
des schönern
te und Ruhe
Seine Seele
Ueberganges
von ihm dur
Leiden des
gen, die ihn
ten; er so
keinen Gro
sich stark ge
recht zu ver
gieb uns un

Wie wir

Vergieb uns unsre Schuld,

Der Gedanke an Gott hebt die Seele des Greises zum Muthе zur Ergebung. Er sieht ein, daß für ihn, der schon an der äußersten Grenze des Lebens steht, keine frohere Zukunft zu hoffen sey. Gelassen ergiebt er sich in sein Schicksal, nimmt sein Leid als Gottes Willen an, und ist fest entschlossen die Bürde zu tragen, bis er, der sie ihm auflegte, sie wieder abnimmt. Freier, ruhiger erhebt sich sein Auge in die Gefilde des schönern Lebens, wo Friede nach dem Streite und Ruhe nach den Mühen der Erde weilt. Seine Seele denkt den großen Gedanken des Ueberganges in eine bessere Welt, und lebhaft von ihm durchdrungen denkt er nicht mehr der Leiden des Lebens, nicht mehr der Mißhandlungen, die ihm den Lebensabend so schrecklich trübten; er söhnt sich aus mit der Erde, er hegt keinen Groll gegen seine Beleidiger; er fühlt sich stark genug, ihnen herzlich das erlittene Unrecht zu verzeihen, denn indem er fleht: vergieb uns unsere Schulden, betet er zugleich:

Wie wir vergeben unsern Schuldigern.

Sanftmuth, Versöhnlichkeit sind die Krone des Weisen und der schönste Schmuck des Christen; der nach dem höchsten Vorbilde der Versöhnlichkeit sich nennt. Wo der Unversöhnliche im wilden Zorne entbrennt, und von Rachsucht glühend alle Menschenwürde verläugnet, da wandelt der Sanftmüthige, der Versöhnliche, wie ein Engel des Friedens, im sanften Schimmer der Verklärung einher. Er kann nicht Böses mit Bösem vergelten, denn er hält mit starken Händen den Zügel der Leidenschaft fest, und sein wohlwollendes liebendes Herz sieht in dem Beleidiger, in dem Feinde, nicht sowohl den boshaften, als den verblendeten, den irrenden Menschen. Statt sich zu rächen, und die Summe des Bösen zu mehren, ist er bereit, dem, der ihn kränkte, die Hand zur Versöhnung zu bieten, und so dem Unrechtthun ein Ende zu machen.



Tauf
 seit der
 sie an
 dert die
 wallung
 fühl, un
 Spiel,
 ist, da
 rensten
 neu Bei
 ren Fäll
 nicht W
 ken Göt
 muth, m
 ten und
 scheint
 dem se
 len. E
 fühle ei
 den hül
 tung de
 sen und
 es ihm se

VI.

Tausende kennen und fühlen die Schönheit der Sanftmuth und Versöhnlichkeit, aber — sie auszuüben sind sie zu schwach. Schnell lodert die Leidenschaft empor, die glühenden Aufwallungen des Zornes ersticken das bessere Gefühl, und die Rachsucht treibt ihr verderbendes Spiel, — und wo dieses Ungeheuer freigelassen ist, da eröffnet sich ein Schauplatz der empörendsten Ausstritte. Wer wüßte sich nicht selbst hiezu Beispiele im Allgemeinen und in einzelnen Fällen des Lebens zu nennen? wer kennt nicht Völker und Familien, die diesem scheußlichen Gözen zum Opfer fielen? — Nur Sanftmuth, nur Bereitwilligkeit zur Ausöhnung stiften und erhalten Frieden und Ruhe. Darauf scheint unser Künstler seine Zeitgenossen auf dem sechsten Blatte aufmerksam machen zu wollen. Es stellt uns den Greis, der im Vorgefühle einer bessern Welt, im Andenken an Gott, den huldvollen, verzeihenden Vater, sich zur Uebung der Tugend der Versöhnlichkeit entschlossen und gestärkt hatte, in einer Lage dar, wo es ihm leicht gewesen wäre, sich an seinem Feind

de zu rächen. Schwer ist der Kampf, doch er siegt!

Unsere Leser erinnern sich des grausamen Menschen, der nach der Vorstellung des dritten Blattes die Hütte unsers Aelplers voll Grimm und Schadenfreude mit seiner Mordfackel in Brand gesteckt und den wehrlosen Greis mißhandelt hatte. Hier erblicken wir den Bösewicht wieder, aber in einer ganz veränderten Gestalt. Auch ihn traf der eiserne Arm des Unglücks, er fiel nun selbst in eine Grube, deren sein blinder Eifer, oder seine Rachsucht andern so viele bereitet hatte. Er schleicht nun auch am Bettelstabe umher, und ist noch überdies — ein Krüppel, denn ihm wurde (vielleicht durch den Einsturz eines Gebäudes, das seine Mordfackel den Flammen preisgegeben hatte) ein Bein zerschmettert. In diesem traurigen Zustande schleppt er sich mühsam im Lande umher, um sein Brod vor fremden Thüren zu suchen. In einer abgelegenen waldichten Gegend begegnet er unserm Greise. Beyde sind von dem unerwarteten Anblicke heftig, aber verschiedenartig erschüttert. Der Greis sieht den Urheber seiner Leiden plötzlich wieder vor sich, mit ihm drängt sich gewalt-

sam

den das Andenken
 in jener fürchterli
 chen mußte, her
 tallich, die Witt
 ste und Blut
 wüßigen ihn, er
 in, kraftlos leb
 andere ist von
 mander betreffe
 de Stimme de
 heit andere mi
 sen, und von
 die Gefinnungen
 in die Rache des
 Schloßheit sich
 ellig sein verträ
 bei Schliche. G
 ten Künstler als e
 ihren Herzens
 scheint er als
 ten an der Se

Warum
 klättern sich
 auf diesem B
 selbsthätig,

sam das Andenknn aller der Drangsale, die er seit jener fürchterlichen Scene vor seiner Hütte erleben mußte, hervor. Die Ueberraschung des Anblicks, die Bitterkeit der Erinnerungen, die Ebbe und Flut in seinen Empfindungen überwältigen ihn, er vermag sich nicht mehr zu halten, kraftlos lehnt er sich an eine Eiche. Der andere ist von dem Anblicke des Greises nicht minder betroffen; in ihm erwacht die mahnende Stimme des Gewissens, nach der Gewohnheit andere mit seinem eigenen Maasse zu messen, und von seiner eignen Denkungsart auf die Gesinnungen anderer zu schließen, fürchtet er die Rache des Greises, und indem er seiner Wehrlosigkeit sich erinnert, flüchtet er sich, so eilig sein verkrüppelter Zustand es erlaubt, in das Gebüsch. Gewiß werden schon diese Züge den Künstler als einen tiefen Kenner des menschlichen Herzens charakterisieren, doch noch mehr erscheint er als solcher, wenn wir auf den Knaben an der Seite des Greises blicken.

Warum zeigt sich der Knabe, der auf allen Blättern sich so ruhig, so leidend verhält, hier auf diesem Blatte mit einemmale so lebendig, so selbstthätig, während der Greis ermattet am

Sichstamme lehnt? Er muntert den Großvater auf, die Gelegenheit, dem, der ihm schadete, wieder zu schaden, zu benutzen, oder mit einem Worte, er fodert den Greis zur Rache auf; er scheint selbst Lust zu haben, sein Muthchen an dem wehrlosen Feinde zu fühlen. Dieser Zug ist so ganz aus der Menschennatur aufgegriffen und hier so richtig angebracht, daß er allein Herrn Usteri als wahren Künstler beglaubigen würde. Wo ist das natürliche Gefühl lebhafter, aber, wo regt sich auch die Leidenschaft stärker, als in der Jugend? Der Knabe sieht in dem Krüppel den, der ihm weh gethan hat, es vergegenwärtigt sich seiner lebhaften Einbildungskraft all das Unangenehme, das er und sein Großvater erfahren mußte, seit der Mann ihnen die Hütte über dem Kopfe anzündete, und wohl vielleicht gar den Vater erschlug. Ist nicht Vergeltungsrecht bei allen ungebildeten Völkern einheimisch? Der Knabe, — wie hätte er anders denken können? — der Knabe von seiner lebhaftesten Empfindung geleitet, wünscht Rache, und muntert selbst den Großvater dazu auf. Auch dieser kämpft mit sich selbst, — der Mann hat ihm so weh gethan, er könnte ihm jetzt so leicht wieder weh thun, und es wäre doch nicht so viel,



M. Wronski fecit

J. J. Lamirault sculp. F. V.

6. Führe uns nicht in Versuchung!

er durch ihn leiden
er so gütig! —
er mit Schuld
er, ist noch
er, seine Ach
er groß, als das
er schenkt sich
er sucht sich
er an Gott und
er Gewalt in
er fühle sich zu
er zu ermannen,

Führe u

So best
und Pflicht
der Leidens
rachedürste
ner eignen
Nachsucht.

Der
ern Bezie
und sechs
bis eine g

als er durch ihn leiden mußte, die Gelegenheit wäre so günstig! — Doch der Gedanke: vergieb uns unsre Schulden, wie wir unsern Schuldigern vergeben, ist noch zu tief, zu lebhaft in seiner Seele, seine Achtung für Gott und Pflicht ist zu groß, als daß er den Aufwallungen der Leidenschaft sich preisgeben, und von Zorn und Rachsucht sich hinreißen lassen sollte. Der Gedanke an Gott und Pflicht erwacht mit neuer siegender Gewalt in seiner Seele, und um im Pflichtgefühle sich zu stärken, und sich zum schönen Siege zu ermannen, betet er:

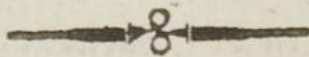
Führe uns nicht in Versuchung.

So besteht er durch den Gedanken an Gott und Pflicht die schwere Prüfung, die Stimme der Leidenschaft muß verstummen, er hält den rachedürstenden Knaben zurück, und stillt in seiner eignen Brust die aufwallenden Gefühle der Rachsucht.

Der Künstler scheint außer dieser allgemeineren Beziehung in den Darstellungen des fünften und sechsten Blattes für seine Landsleute besonders eine große Lehre eingeprägt zu haben. So

mancher, der unter den allgemeinen Leiden, welche die Revolution veranlaßte, auch noch die Wirkungen des Privathafes erfahren mußte, hegt vielleicht jetzt noch einen verborgenen Groll, und könnte wohl den Wunsch, sich an seinen Beleidiger zu rächen, nähren. Aber der Blick auf die trüben Tage der Vergangenheit, das Andenken an die fürchterlichen Wirkungen der aufge reizten Leidenschaft, der Gedanke an Gott und Pflicht, soll ihn zur Versöhnlichkeit, zur Friedfertigkeit ermuntern. Nur durch der Eintracht sanfte Pflege heilen die Wunden, welche die Zwietracht schlug; nur durch Duldung und Liebe, durch brüderliche Verträglichkeit kann der gesunkene Wohlstand sich wieder erheben, nur im Schooße des Friedens blüht die Blume des Völkerglücks.

Erfüllung diesem edeln Wunsche des Künstlers, Friede, in jedem Sinne des Wortes, sey nach so vielen schweren Stürmen, über sein Vaterland!



VII.

Eine nicht minder als alle vorigen rührende, schön erfundene und eben so ausgeführte Scene beschließt die Reihe der Darstellungen, welche Hr. Usteri unter der Aufschrift: das Vater unser eines Unterwaldners dem Publikum vorlegte. Noch seufzt Unterwalden unter dem Druck der Revolution, noch ist es der Schauplatz von Gewaltthaten und Bedrückungen mancher Art. Unser Greis ist noch Zeuge von diesem bejammernswürdigen Schicksale seines Vaterlandes. Die terroristischen Maasregeln, welche in jenen Zeiten so beliebt und häufig waren, drücken auch das unglückliche Unterwalden. Mit blutendem Herzen ist unser Helyer Zeuge, wie auch in den Gefilden seiner Heimath die rechtschaffensten und geachtetesten Männer aus dem Schooße ihrer Familien, aus dem Kreise ihrer Mitbürger gewaltsam herausgerissen, und als Geiseln fortgeschleppt werden. Das vorliegende Blatt zeigt uns eine solche erschütternde Szene. Entkräftet, müde von der Bürde der Jahre und des Leidens ruht des Greis auf der bloßen Erde aus. Mit tiefem innigen Schmerzgeföhle sieht er, wie ein

Theil seiner edelsten und besten Mitbürger von einem Haufen französischer Soldaten hinweggeführt wieder. Er sieht die kummervollen Blicke, mit welchen sie auf den Gefilden verweilen, von welchen sie scheiden sollen, er hört das Wehklagen der Gattinnen und Kinder, welchen sie entrissen werden, — er sieht und hört dieß alles, und sein Herz zerschmilzt in unennbarem Wehmuthsgefühle.

Wer die Anhänglichkeit des Schweizers an die Gefilde seiner Heimath kennt, wer sich erinnert, daß ihn oft, wenn er im Auslande sich befindet, eine so heftige Sehnsucht nach dem Vaterlande befällt, daß sie wirkliche Krankheit wird, wer sich das Heimweh in seiner Stärke denken kann, der wird auch die Idee des Herrn Usteri, die er auf dem vorliegenden Blatte ausführte, als sehr passend und trefflich ausgewählt erkennen, um die ganze Summe der Drangsale Helvetiens in einem Bilde zu schildern. Die schreienden Unthaten, durch welche das geliebte Vaterland leidet, der Anblick der Rechtschaffenen, die von den Tyrannen sich losreißen müssen, und als Geiseln aus den väterlichen Gefilden fortgeschleppt werden, machen das Maasß der Leiz



M. W. H. v. d. W. v. d. W.

P. J. L. v. d. W. v. d. W.

7. Erlöse uns von allem Uebel!

den unsterblichen Geist
nach dem be
des Leidens auf
die Welt nicht
et sein Auge
seine Hände
Herzens ha

Erl

Nun si
der den Göt
über alles ma
Sturmmacht
In diesem D
seines Vater
solen, und v
bessere We
ihn, den U
Zeit hienü
nabe am
Scheitel,
nicht so g
dem Vate
so schnell
schijt noch

den unsers Greises voll. Er fühlt das Heimweh nach dem bessern Vaterlande, wo der Druck des Leidens aufhört, wo der Friede weilet, den die Welt nicht geben kann. Thränend erhebt er sein Auge zu den Wolken, flehend falten sich seine Hände, und der Wunsch des beklemmten Herzens hallt von der bebenden Lippe:

Erlöse uns von dem Uebel.

Von solchen Leiden kann nur der erlösen, der den Gang der Schicksale lenkt, dessen Arm über alles waltet, und der auch über die trübste Sturmnacht wohlthätiges Licht verbreiten kann. Zu diesem Vater fleht der Greis um Erlösung seines Vaterlandes aus den schrecklichen Drangsalen, und von ihm hofft er für die Zukunft eine bessere Wendung der Dinge. Zwar scheint für ihn, den lebensmüden Greis, selbst keine bessere Zeit hienieden mehr zu hoffen zu seyn, denn er ist nahe am Grabe, dieß lehrt ihn seine silberne Scheitel, — und diese allgemeine Gährung kann nicht so gleich gestillt, die tiefen Wunden welche dem Vaterlande geschlagen wurden, können nicht so schnell und plötzlich geheilt werden, daß er selbst noch bessere ruhige Tage hienieden genieß-

sen könnte. Für ihn ist Friede und Ruhe nur jenseits des Grabes! Darum sehnt er sich nach Erlösung, nach Befreiung von den Nebeln der Zeit. Lange trug er die Bürde des Leidens, lange die Hitze der Drangsal, darum wünscht er einzugehen in die stille Ruhestätte der Todten, Kühlung zu athmen in den Palmenhainen der Vollendung, wo die Leidenschaft nicht mehr wüthet, wo die Stürme der Zeit nicht mehr toben, wo die Thräne der Wehmuth versiegt, und keine Klage weilet. — Den Tagelöhner tröstet bei der Hitze des Tages die Aussicht auf die Kühle des Abends, den frommen Dulder der Blick auf die bessere Welt. Dort, jenseits der Sonne, die still und seegnend in ihrem Kreise wallt, jenseits der schwimmenden Welten der Nacht, die in ewigem Frieden dahin ziehen, dort ist der Sammelplatz der Edeln und Guten, dort werden die Räthsel des Schicksals gelöst, dort findet die Tugend ihre Palme, die Treue ihren Siegerkranz, dort findet der Edle, was ihm die arme Erde nicht zu geben vermag: Freiheit, Frieden, Vollendung.

